

Band 968 • 2,20 DM

**BASTEI**

Neuer Roman

**GEISTERJÄGER**

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



**Ritter,  
Blut  
und Teufel**

Band 968 • 2,20 DM

Schweiz Fr. 2,20 / Österreich S. 10  
Frankreich F. 10,50 / Italien L. 2500 / Niederlande f. 2,90 / Spanien P. 275



4 591914 202205



00968



## **Ritter, Blut und Teufel**

**John Sinclair Nr. 968**

***von Jason Dark***

***erschienen am 28.01.1997***

***Titelbild von Bolton***

Sinclair Crew

# Ritter, Blut und Teufel

Das Licht der Laterne warf keinen Schatten, aber plötzlich war jemand da. Von der Seite her wischte er heran, und Julie Francis erschrak bis ins Mark. Im Bruchteil einer Sekunde fiel ihr ein, daß es wohl keine so gute Idee gewesen war, sich hier mit ihrem Freund zu verabreden. Es war einfach zu einsam und auch noch nicht warm genug für Liebespaare.

Der Schatten war schnell. Julie hörte nur ein pfeifendes Geräusch, dann prallte etwas gegen ihren Kopf. Bewußtlos sackte sie zusammen und merkte nicht, wie sie zwei gierige Hände auffingen und wegtrugen.

ER hatte wieder ein neues Opfer gefunden!

Seit fünf Jahren war Belinda Moore Lehrerin, doch es gab Zeiten, da verfluchte sie ihren Job. Dann war es ihr lieber, eine Horde Flöhe zu hüten als vierzehn Kinder, mit denen sie an diesem Tag ins Museum gehen mußte.

Ja, mußte, denn das Wetter ließ ein Vergnügen im Freien nicht zu, wie es eigentlich geplant worden war. So würden sie ein bis zwei Stunden im Museum verbringen. Belinda wußte, daß es vielen Kindern dort sehr schnell langweilig wurde, obwohl interessante Gegenstände aus alter Zeit besichtigt werden konnten.

Eine Mutter, Mrs. Goldman, hatte sich zum Glück bereit erklärt, sie bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Sie würde mithelfen, auf diese wilde Horde achtzugeben. Darunter befand sich auch ihr Sohn Benny, ein besonders lebhaftes und unruhiges Kind. Davon konnte die Lehrerin ein Lied singen.

Vor dem Museum hatten sie sich verabredet. Als Belinda Moore ihren Mini auf einem in der Nähe liegenden Parkplatz abstellte, hatte sie Glück, da der Regen gerade eine kleine Pause einlegte. Das Pflaster war naß, große Pfützen schimmerten und waren für die Schulkinder zu einem Quell der Freude geworden. Einige Jungen sprangen immer wieder hinein, um die Mädchen naßzuspritzen. Die schrien zwar, brachten sich aber nicht in Sicherheit.

Beim Aussteigen stellte Belinda fest, daß sich auch Benny Goldman unter den tobenden Jungen befand, obwohl seine Mutter schon eingetroffen war und zuschaute. Aber sie war zu sehr mit dem Softeis beschäftigt, an dem sie voller Hingabe leckte und es sich schmecken ließ, obwohl sie vom Gewicht her einige Pfunde zuviel drauf hatte. Um das helle Lockenhaar hatte sie ein buntes Kopftuch gebunden, denn die schwarze Farbe des Regenmantels war schon trist genug.

Ab und zu warf sie einen Blick zu den Kindern hin, die sich daran nicht störten und unbeirrt weitermachten. Trotz ihrer Regenkleidung würden sie ziemlich naß das Museum betreten, nicht gerade zur Freude des Personals.

Die Lehrerin schloß den Wagen ab. Manchmal fragte sie sich, ob sie den richtigen Job gewählt hatte oder einfach nur zu nachgiebig war. Früher war man zu den Kindern strenger gewesen. Auch heute noch gab es Schulen, wo Disziplin und Ordnung herrschten und sogar geschlagen wurde, aber diese Überbleibsel aus der alten Zeit waren nicht ihr Fall. Belinda lehnte die Prügelstrafe ab, weil sie wußte, daß die Kinder, wenn sie einmal erwachsen waren, das ihren eigenen Kindern wieder zurückgeben würden.

Mrs. Goldman hatte sie bereits gesehen und winkte ihr mit der freien Hand zu. Ansonsten leckte und schlürfte sie auch noch die letzten Eisreste in sich hinein.

Belinda wartete, bis die Frau auch das Hörnchen verspeist hatte.

Sie sah den glücklichen Ausdruck auf Mrs. Goldmans Gesicht, das einem runden Weihnachtsapfel glich.

»Nun? Hat es geschmeckt?«

Mrs. Goldman nickte. »Ja, das hat es. Das mußte auch so sein, denke ich. Ich bekam plötzlich einen Heißhunger auf Softeis. Das war wie eine Sucht. Außerdem habe ich heute morgen sehr wenig gegessen, nur etwas Rührei mit Speck, und die Führung wird auch ihre Zeit in Anspruch nehmen, denke ich mir.«

»Mit zwei Stunden können wir rechnen.«

»Eben, Miß Moore, eben.« Sie schaute sich um. »Sehen Sie, Ihre Schützlinge sind alle da.«

»Ja«, erwiderte die Lehrerin seufzend. »Ich habe es schon festgestellt. Sie sind auch naß.«

Elsa Goldman winkte ab. »Meine Güte, das sind Kinder. Die sollen sich freuen. Das Leben wird sie noch genug zeichnen und ihnen alles abverlangen.«

»Da haben Sie leider recht, Mrs. Goldman.«

Die Frau im dunklen Mantel blickte auf die Uhr. »Noch zwei Minuten, ich denke mal, wir können so langsam.«

»Stimmt.«

»Die Kinder sollen sich hintereinander aufstellen, bevor sie mit Ihnen hineingehen.«

»Ja, dafür Sorge ich.«

»Ist auch gut so.« Elsa Goldman lächelte verschmitzt. »Ein wenig Disziplin tut immer gut.« Sie ließ Belinda stehen und schritt auf die Kinder zu, die immer noch fröhlich durch die Pfüthen sprangen.

Belinda Moore wartete noch. Sie betrachtete das Museum erst von außen. Es war ein altes Haus, wie es sich eben für ein Museum gehörte, in dem Dinge aus dem Mittelalter ausgestellt wurden.

Die Ziegel mußten mal rot gewesen sein, jetzt aber zeigten sie mehr eine braune Farbe. Die Umweltverschmutzung war sicherlich auch dafür verantwortlich.

Der Bau hatte einen hohen Giebel. Eine nasse Fahne klebte dort am waagerechten Mast. Die Fenster wirkten ebenfalls grau und verschlissen. Von außen her konnte man kaum hineinschauen. Auch lagen die unteren sehr hoch. Selbst ein erwachsener Mensch hätte springen müssen, um einen Blick durch die Scheibe zu werfen.

Im Prinzip gab es nichts an diesem Haus auszusetzen. Es war völlig normal, dennoch beschlich die Betrachterin ein ungutes Gefühl, als sie die Fassade betrachtete.

Belinda konnte selbst nicht sagen, weshalb dies so war. Und auch für das kalte Gefühl in ihrem Innern brachte sie kein Verständnis auf. Am Wetter lag es nicht.

Es war das Haus. Auch nicht die Fassade. Es hatte etwas anderes an

sich. Etwas Unheimliches, das sich die Lehrerin nicht erklären konnte. Vor einem Jahr war sie schon einmal hier gewesen, damals allerdings hatte sie das ungute Gefühl nicht beschlichen.

Sie holte durch die Nase Luft, als wollte sie sich dabei aufblähen.

Ein Mädchen lief auf sie zu. »He, Miß Moore, kommen Sie doch! Die anderen wollen schon rein.«

Belinda erwachte wie aus einem Traum. »Ja, natürlich, Doris, ich habe nur geträumt.«

»Schöne Träume?« Die Kleine schaute sie an und wischte sich dabei über das Gesicht. Auch sie war naß. Die Hose klebte bis hoch zu den Knien an ihren Beinen.

»Nicht ganz.«

»Schade.«

Mit dem Kind an der Hand bewegte sich Belinda auf die Gruppe zu. Mrs. Goldman hatte es tatsächlich geschafft. Die Kinder hatten sich in einer Reihe aufgestellt. Sie stand hinter ihnen, aber lächelnd und zufrieden. Der Job machte ihr Spaß.

Belinda war das Gegenteil von dieser sehr gewichtigen Frau.

Ziemlich schmal, und mit den dunklen, etwas zu dünnen und deshalb auch strähnigen Haaren kam sie sich immer vor wie ein Spät-Hippie, aber sie schaffte es einfach nicht, ihre Haare in Form zu bringen. Ihr Gesicht war schmal, die Wangenknochen stachen etwas hervor, und es gab oft genug Momente in ihrem Leben, da fühlte sie sich wie fünfzig und nicht wie dreißig. Sie wußte auch nicht, wie lange sie diesen stressigen Job noch durchhalten konnte. Zum Glück war sie nicht verheiratet, sonst hätte der Partner noch darunter gelitten.

Belinda Moore kannte sich aus. Sie war ein Profi. Bevor sie die Treppe zu der wuchtigen Holztür hochschritten, baute sie sich vor den Kleinen auf und wiederholte noch einmal ihre Anweisungen, die sie den Schülern schon in der Schule mit auf den Weg gegeben hatte.

Zusammenbleiben – nichts berühren – nicht über die Absperrungen klettern – sich nicht von der Gruppe trennen.

»Habt ihr alles verstanden?« fragte sie zum Schluß.

»Ja, Miß Moore, das haben wir!« rief die Gruppe wie aus einem Mund. Belinda brauchte nur in die jungen, fröhlichen und manchmal auch grinsenden Gesichter zu schauen, um zu wissen, daß sich zumindest einige unter ihnen bestimmt schon jetzt über bestimmte Streiche Gedanken gemacht hatten. Wenn nicht, wäre sie beinahe schon enttäuscht gewesen.

Mit beiden Händen winkte sie ab, als die ersten Kinder auf die Treppe zustürmten. »Wenn ich etwas sage oder es Mrs. Goldman tut, dann hat das für euch das gleiche Gewicht. Ihr werdet ihr ebenso gehorchen wie mir. Klar, Freunde?«

»Ja, Miß Moore.«

Einer unter ihnen konnte natürlich seinen vorlauten Mund nicht halten. Es war ausgerechnet Benny Goldman, der das Lied von der »Pretty Belinda« anstimmte.

Das war natürlich etwas für die anderen. Den Spitznamen hatte die Lehrerin weg, das wußte sie auch. So hörte sie zu, wie ihre Schützlinge singend die Treppe hochgingen.

Belinda trat als erste über die Schwelle, hinein in die Welt der Vergangenheit, die allerdings ziemlich real wurde, als ein kleiner Mann in graugrüner Uniform und einer Mütze mit schwarzem Lackschirm auf sie zutrat.

Es war der Museumswärter, der zugleich als Kassenwart fungierte. Belinda kannte ihn. Vor seiner Pensionierung hatte er an der Schule als Gärtner und Hausmeister gearbeitet. Jetzt trug er eine Uniform und auch die Verantwortung für das Museum, und er kam sich natürlich vor wie der King.

»Stopp!« rief er und breitete die Arme aus. »Erst werde ich etwas sagen müssen.«

»Ach, guck mal, die Erdbeere!« rief ein älterer Junge, der schon zwei Ehrenrunden gedreht hatte und den Mann noch als Hausmeister kannte. Wegen seiner runden, roten Nase war er Erdbeere genannt worden, einen Namen, den er nie hatte leiden können. Aber jetzt reagierte er nicht darauf und tat, als hätte er nichts gehört.

Dafür ermahnte er die Kinder noch, sich anständig zu benehmen, sonst würden die Eltern für die Schäden aufkommen müssen, und das würde sehr teuer werden.

Danach kassierte er den Eintritt.

Belinda Moore hatte das Geld abgezählt mitgenommen, und der Wärter bedankte sich.

»Wie geht es Ihnen sonst, Mr. Greenburg?« fragte Belinda.

»Jetzt besser. Keinen Ärger mehr mit den Kindern.« Er grinste säuerlich. »Von einigen Ausnahmen wie heute abgesehen.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß es Ärger geben wird?«

»Die Erfahrung, Miß Moore, die Erfahrung. Wenn es nach mir ginge, würde ich keine Schulklassen hereinlassen, aber leider geht es ja nicht nach mir.«

»Oder zum Glück«, sagte die Lehrerin, drängte sich an ihm vorbei und winkte den Schülern und Schülerinnen zu, ihr zu folgen. Sie würden den Weg nehmen, der auch durch Pfeile und hinweisende Worte ausgezeichnet war. Belinda Moore kannte die Regeln. In den ersten Minuten oder in der ersten halben Stunde stürmten die fremden Eindrücke auf die Kinder ein. Dann waren sie ziemlich ruhig.

Später aber würde es ihnen langweilig werden. Bis dahin wollte Belinda den größten Teil des Rundwegs durch das Museum geschafft haben.

»Wenn irgend etwas sein sollte, rufen Sie mich!« erklärte ihr Hal Greenburg noch.

Belinda lächelte ihn an. »Sie können sich ruhig schlafen legen, wie damals in der Schule.«

»He, was denken Sie von mir?«

»Das Richtige.«

»Ach, hören Sie doch auf!« An die Zeit als Hausmeister wollte er nicht so gern erinnert werden.

Belinda Moore blieb an der Spitze. Sie begann ihren Rundgang, und sie hatte sich auch so gut vorbereitet, daß sie den Kindern fast alle wichtigen Dinge aus dem Kopf erklären konnte. Natürlich in der Sprache und der Einfachheit, die von den Jungen und Mädchen verstanden wurde. Da fand sie schon die richtigen Worte, um ihnen die alte Zeit nahezubringen.

Und doch blieb der Druck in ihrem Magen, den sie zum erstenmal beim Betrachten der Fassade gespürt hatte.

Etwas lag in der Luft. Etwas würde passieren. Es war für Belinda zum Greifen nah.

Etwas Unheimliches – Schreckliches...

Sie fror noch stärker.

\*\*\*

Die hier im Museum nachgebauten Zimmer des Mittelalters hatten sie hinter sich gelassen. Belinda war bisher überrascht, wie diszipliniert sich die Schüler und Schülerinnen gezeigt hatten. Niemand tanzte aus der Reihe. Niemand mußte mal aufs Klo. Abgesehen von einem Husten oder Niesen blieb es ruhig. Vielleicht auch deshalb, weil Mrs. Goldman den Schluß bildete und mit ihren Argusaugen über die Gruppe wachte.

Einige Fragen hatte es schon gegeben. Die Kinder hatten sich über die Größe der Betten und Möbelstücke gewundert. Ein Mädchen hatte wissen wollen, ob in den Räumen nur Kinder gewohnt hätten.

Belinda hatte ihnen erklärt, daß die Menschen damals viel kleiner gewesen waren als heute und sie deshalb keine so großen Möbel gebraucht hatten.

Das hatte natürlich bei den jungen Menschen für Spaß gesorgt, und auch über die Nachttöpfe in verschiedenen Größen hatten sie sich amüsiert.

Die Jungen interessierten sich vor allen Dingen für die Waffen, die, gesichert durch Gitter, an den Wänden hingen. Da konnte es sich mancher nicht verkneifen, seine Hand durch die Zwischenräume zu stecken, um die Schwerter, Lanzen oder Hellebarden anzufassen, aber Mrs. Goldman paßte auf wie ein Luchs und erstickte die Bemühungen schon im Keim.



Nur einem Jungen mußte sie auf die Hand schlagen. Es war natürlich ihr Sohn Benny.

»Wenn du nicht aufhörst, kannst du gehen!«

»Schon gut, Mum.« Er sah zu, daß er zu den anderen kam, weg aus der Reichweite seiner Mutter.

Dann erreichten sie den Ritter, gewissermaßen das Prunkstück des Museums.

Er stand allein. Kein anderes Ausstellungsstück behinderte die Sicht auf ihn. Die Wand im Hintergrund hatte einen rötlichen Schimmer bekommen, was am Lichtstrahl des Scheinwerfers lag, der zudem noch gegen einen gerafften, dunkelroten Vorhang fiel. Er befand sich rechts neben dem Ritter. Sein Stoff sah dick und samtig aus.

Eine Kordel diente als Absperrung. Was eine Gruppe von Kindern sicherlich nicht abgehalten hätte, den Ritter mal anzufassen, aber die Jungen und Mädchen blieben vor der dicken Kordel stehen, als hätte man es ihnen befohlen.

Hatten sie noch vor kurzem miteinander gesprochen, mal lauter, mal leise und flüsternd, so waren sie jetzt ziemlich still geworden.

Möglicherweise beeindruckte sie die Gestalt des Ritters auch zu stark. Sie schauten hin. Die Mimik ihrer Gesichter war nicht entspannt oder neugierig, sie zeigte etwas anderes an. Abwarten. Aufpassen. Sogar ein wenig Widerwillen. Selbst der sonst vorlaute Benny Goldman hielt den Mund, obwohl er sich bis dicht an die Abtrennung herangewagt hatte und seine Hände um die Kordel gelegt hatte.

Selbst der Lehrerin fiel diese Stille auf. Sie kommentierte sie nicht, denn Belinda Moore hatte selbst den Eindruck, daß etwas nicht stimmte.

Dieses Unbehagen, das auch bei ihr nicht weichen wollte, hatte sich seit dem Anblick des Ritters verdichtet. Im Magen zog es sich zusammen. Auf der Zunge lag ein bitterer Geschmack. Der Ritter tat ihr nichts, aber es ging etwas von ihm aus, was sie durchaus als feindlich einstufte.

Ohne den Körper zu bewegen, drehte sie den Kopf.

Über die Haare der Kinder blickte sie hinweg und sah Mrs. Goldman an.

Die resolute Frau bewegte sich ebenfalls nicht. Sie verhielt sich wie eine Statue, den Blick ebenfalls starr auf den Ritter gerichtet, als wäre sie von ihm hypnotisiert worden. Aus dem Hintergrund des großen Raumes war ebenfalls kein Geräusch zu hören, so wurde die Gruppe von einer schon beinahe unnatürlichen Stille umgeben.

Der Ritter sah ungewöhnlich aus!

Ein Helm verdeckte den Kopf. Das Visier war nach unten geklappt, so daß nichts von seinem Gesicht zu sehen war.

Zum Helm hätte eine entsprechende Rüstung gepaßt. Die trug der

Ritter nicht. Er besaß wohl einen Brustschutz, der zu einem Kettenhemd gehörte, dessen Ärmel bis hin zu den Handgelenken reichte.

Auch seine Beine wurden von einem kettenartigen Geflecht bedeckt, und der lange »Lendenschurz« reichte bis zu seinen Füßen. In der rechten Hand – der Arm war abgewinkelt – hielt der Ritter ein Schwert mit langer, schmaler Klinge. An der linken Seite seines Körpers war noch die leere Scheide zu sehen.

Und noch etwas mußte den Betrachter irritieren. Das Kettenhemd und ebenfalls der Helm schimmerten golden.

Die Lehrerin merkte den Schauer sehr deutlich, der über ihren Rücken rieselte. Es lag nicht nur an der Existenz des Ritters. Sie dachte einen Schritt weiter und kam zu dem Entschluß, daß diese hier im Museum ausgestellte Gestalt wirkte wie jemand, der gar nicht so künstlich war, sondern jeden Moment aus einem längeren Schlaf erwachen konnte, um Unheil zu verbreiten.

Dabei war er schon einige hundert Jahre alte, wie sie genau wußte.

Leben konnte er nicht mehr, und sicherlich hielt sich auch niemanden der Rüstung verborgen.

Belinda Moore wußte, daß sie sich zusammenreißen mußte. Immerhin war sie so etwas wie ein Beispiel für die Kinder. Wenn sie jetzt kniff, würde das ihrer Reputation nicht eben guttun. Während sie nach den richtigen Worten suchte, leckte sie über ihre Lippen und räusperte sich zugleich, um die Kehle frei zu bekommen. »Na, meine Lieben, was sagt ihr zu dieser Gestalt aus dem Mittelalter?«

Schweigen.

»Beeindruckt er euch so, daß es euch die Sprache verschlagen hat?« fragte sie weiter. Dabei blickte sich die Frau um. Sie wollte zumindest an den Gesichtern der Schüler erkennen, was sie störte.

Sie sahen auf irgendeine Art und Weise verfremdet aus. Kein Lächeln. Keine Neugierde. Sie standen da und starrten die Gestalt einfach nur an. Auch Mrs. Goldmans Mund war geschlossen. Sie schaute nur schräg nach vorn auf die Figur.

Das Licht zeichnete die Umrisse deutlich nach. Es erhellte auch das Parkett vor dem Ritter und verlieh ihm einen bleichen Schein, der beinahe wie ein Spiegel wirkte.

»Gefällt er euch nicht?« Belinda ließ nicht locker.

Jetzt erhielt sie eine Antwort. Die kleine Doris meldete sich. Sie hob ihren rechten Arm. »Der ist mir unheimlich.«

»Oh...«

»Ja, unheimlich.« Andere wiederholten das Wort. Belinda Moore war nicht mal in der Lage, ihnen zu widersprechen, da sie die Gestalt ebenso einstufte. Unheimlich, starr, aber trotzdem wie jemand, der einfach nur dasteht und im Stehen eingeschlafen ist.

»Warum ist er euch unheimlich?«

»Weil er aussieht, als würde er noch leben.« Benny hatte dies gesagt. Seine Stimme hatte dabei gezittert. Bei ihm wirklich etwas Ungewöhnliches.

Die Lehrerin lachte. »Leben?« sprach sie laut, als wollte sie sich selbst Mut machen. »Wißt ihr denn, wie alt dieser Ritter ist?«

»Einige Hundert Jahre alt«, sagte jemand.

»Richtig. Und was folgern wir daraus?«

Es lag auf der Hand, aber niemand gab der Fragerin eine Antwort.

Die Schüler blieben stumm.

Also sah sich Belinda gezwungen, selbst etwas zu sagen, was sie auch tat. »Wir folgern daraus, daß jemand der so alt ist, gar nicht mehr leben kann. Außerdem kann er keinen Kopf mehr haben. Er...«

»... sieht aber so aus!« rief jemand.

»Ja, das stimmt schon. Man hat eine Figur oder eine Puppe genommen und sie der Zeit entsprechend gekleidet, in der dieser Ritter gelebt hat. Das liegt nun lange, sehr lange zurück und reicht bis hinein in die Zeit der Kreuzzüge.«

»Wann war das denn?«

»Das ist rund neunhundert Jahre her.«

»So lange?«

»Ja, so lange. Ihr werdet später mehr darüber lernen, wenn ihr das Fach Geschichte habt.«

»Er ist auch gefährlich«, sagte Boris, ein dunkelhaariger Junge, der stark erkältet war.

»Heute nicht mehr«, erwiderte die Lehrerin. Gleichzeitig wußte sie, daß sie gegen ihre Überzeugung gesprochen hatte, denn die bewegungslose Gestalt kam ihr durchaus gefährlich vor. Sie selbst stufte sich als Realistin ein. Gleichzeitig konnte sie sich vorstellen, daß sich der Ritter plötzlich bewegte und mit gezogenem Schwert auf sie zulief, um blutige Ernte zu halten.

»Da ist noch etwas«, sagte Benny Goldman sehr leise. Er löste seine Hand von der Kordel und deutete über die Absperrung hinweg nach vorn. »Ehrlich, da ist was.«

»Wo?«

Benny stellte ich auf die Zehenspitzen. Er senkte den ausgestreckten Arm. »Da, was Dunkles, Miß Moore. Auf dem Boden. Bei den Füßen des Ritters.«

Belinda konnte es kaum glauben. Sie schaute trotzdem hin – und mußte Benny recht geben.

Da war tatsächlich etwas.

Es bewegte sich nach vorn.

Nicht schnell, eher langsam. Wie dicker Sirup. Eine Schnecke unter den Flüssigkeiten.

Sehr langsam rann sie auf die Absperrung zu.

Alle sahen es jetzt. Es kam keiner damit zurecht. Es konnte sich niemand diese Flüssigkeit erklären, bis auf Benny, der sie zuerst gesehen hatte.

»Blut!« flüsterte er mit heiserer Stimme. »Das kann nur Blut sein...«

\*\*\*

Mehr sagte er nicht. Es wurde totenstill. Plötzlich lag das Gefühl der Angst fast greifbar über den Köpfen der Anwesenden und zeichnete sich auch in den jungen Gesichtern der Kinder ab.

Blut, hatte Benny gesagt!

Sie mochten kein Blut. Es war für sie etwas Unheimliches und Fremdes zugleich. Kinder fürchteten sich davor. Allein der Begriff ließ sie schauern.

Aber nicht nur sie. Auch Belinda Moore war nicht in der Lage, etwas zu sagen. Sie merkte den kalten Hauch, der über ihr Gesicht fuhr und sie in eine Eissäule verwandeln wollte. Sie hatte es nicht zugeben wollen, aber die dunkle Flüssigkeit konnte eigentlich nur Blut sein, so unwahrscheinlich dies auch war.

Belinda wußte nicht, wieviel Zeit seit den Worten des Jungen verstrichen war. Sie selbst hatte das Gefühl dafür verloren. Sie stand in einem Vakuum und beobachtete die Lache, die sich immer weiter ausbreitete. Belinda wußte nicht, woher sie stammte. Wahrscheinlich lag die Quelle hinter dem Vorhang.

Egal, wie sie es auch drehte und wendete. Es mußte etwas dagegen getan werden. Sie war jetzt gefordert. Sie war die Lehrerin, und sie mußte mit gutem Beispiel vorangehen. Sie hatte den Schülern immer wieder gepredigt, couragiert zu sein, denn sie wollte die Jungen und Mädchen zu selbstbewußten Menschen erziehen. Damit konnte man nicht früh genug beginnen.

Obwohl es ihr wirklich nicht leichtfiel und sie auch nur mit großer Mühe die Stimme unter Kontrolle hielt, sagte sie: »Ich werde mal nachschauen, Kinder.«

Mrs. Goldman – ansonsten couragiert – hatte plötzlich einen Einwand. »Wäre es nicht besser, wenn wir dem Wärter Bescheid geben, Miß Moore?«

»Nein, das denke ich nicht. Wir werden einfach handeln müssen.«

Sie sprach noch einmal die Kinder an. »Ihr bleibt hier, während ich mir die Flüssigkeit anschau. Vielleicht ist da ein Gefäß umgekippt. Kann ja alles sein.«

»Wo denn?« fragte ein Mädchen.

»Hinter dem Vorhang. Ist doch möglich.«

Belinda bekam keine Antwort mehr und kletterte über die Absperrung hinweg. Dabei drehten sich ihre Gedanken um das eben

Gesagte. Hinter dem Vorhang. Okay, das stimmte schon. Sie spürte allerdings auch, daß es ihr nicht leichtfallen würde, einen Blick dorthin zu werfen. Etwas stimmte da nicht. Sie ahnte es. Einen Rückzieher konnte sie sich jedoch nicht erlauben.

Die Lehrerin hatte die Absperrung überwunden. Sie nahm sich vor, so normal wie möglich zu gehen, da sie ja wußte, daß zahlreiche Augenpaare auf sie gerichtet waren.

Reiß dich zusammen! befahl sie sich selbst. Du darfst ihnen auf keinen Fall zeigen, wie nervös du bist. Laß sie nicht merken, daß dir die Knie zittern.

Sie ging auf die Lache zu. Ihre Schritte waren klein. Die rote Flüssigkeit hatte einen großen Tropfen gebildet, der sich immer weiter vorschob.

Sie trat nicht hinein, sondern ging in die Hocke. Dabei stellte sie fest, daß das Zittern nicht aufgehört hatte. Der Strahl des Scheinwerfes fiel über sie weg, und Belinda Moore spürte die Wärme, die sich auf ihren Kopf und den Nacken konzentrierte.

Ihr Herz schlug schnell wie selten. Sie merkte den Druck in ihrem Magen. Das Zittern der Hände wollte nicht aufhören. Auf ihrem Rücken juckte es. Belinda traute sich nicht, die Hand zu bewegen und sich zu kratzen. Sie mußte jetzt Vorbild sein, und sie würde es auch in den folgenden Sekunden bleiben.

Der Gruppe hatte sie den Rücken zugedreht. So sahen nur wenig, wie sie den rechten Arm der Lache entgegenstreckte. Ihr Zeigefinger schaute wie eine Speerspitze nach vorn und tauchte ein in die Flüssigkeit.

Noch in derselben Sekunde zog sie ihren Finger zurück, als hätte sie einen Schlag bekommen und hielt ihn in das Licht.

Ihre Augen weiteten sich. Der Atem stockte. Für einen Moment wünschte sich die Lehrerin, weit weg zu sein, aber sie konnte sich nicht fortbeamen und mußte sich den Tatsachen stellen.

An der Fingerspitze klebte Blut!

Wie angenagelt saß die Frau in der Hocke, ohne richtig zu wissen, was sie in diesen langen Sekunden dachte. Ihr Kopf kam ihr plötzlich so leer vor. Alles wirbelte durcheinander. Es gelang ihr nicht, die Gedanken zu fassen. Dabei spürte sie, wie sehr sie diese Sitzhaltung anstrengte. Sie stützte sich ab, als sie wieder aufstand und noch in der Bewegung drehte.

Jetzt schaute sie wieder nach vorn.

Hinter der Absperrung standen die Kinder wie gemalt. Überrascht noch von Mrs. Goldman.

Die Ausstellungsstücke im Hintergrund verschwammen, aber das lag nicht an ihnen, sondern an ihrem Blick und zugleich an ihrem Zustand.

Erst jetzt bemerkte sie, daß sie vergessen hatte, Luft zu holen. Das tat sie jetzt, aber es ging ihr dabei nicht viel besser. Dabei warteten die anderen auf eine Erklärung. Belinda selbst war bleich geworden, aber sie verlor nicht die Beherrschung und ging die zwei Schritte auf die Abspernung zu.

Erst dort blieb sie stehen, den rechten Zeigefinger in die Höhe gereckt. Jeder konnte den dunklen Fleck auf der Kuppe sehen. Es gab keinen, der daran vorbeischaute.

»Ist es Blut!« fragte Mrs. Goldman.

Belinda nickte. Sprechen konnte sie in diesem Augenblick nicht.

»Wo kommt es denn her?«

»Das weiß ich nicht, Mrs. Goldman...« Doch sie wußte es. Die Quelle mußte hinter dem Vorhang liegen. Nur hatte sich Belinda nicht getraut, dort nachzuschauen.

Benny hob den Arm. »Schauen Sie doch mal hinter dem Ritter nach. Vielleicht ist es da.«

»Mal sehen.«

»Das ist aber wichtig.«

Natürlich ist es wichtig, dachte Belinda. Du hast ja so recht, Junge, aber du mußt auch mich verstehen.

Ihr Zögern paßte der Mutter nicht so recht. »Oder soll ich es an Ihrer Stelle tun, Miß Moore?«

»Nein, nein, das ist nicht nötig.« Belinda riß sich zusammen. Sie war verantwortlich, durfte sich aber auf keinen Fall lächerlich machen. Das wäre fatal gewesen. Dann hätten die Kindern auch den letzten Respekt vor ihr verloren.

»Ist gut«, sagte sie schließlich. Jeder konnte hören, welch eine Überwindung es sie kostete. »Ich werde nachschauen. Geben Sie bitte auf die Kinder acht, Mrs. Goldman.«

»Das mache ich gern.«

Belinda drehte sich wieder um. Noch immer wünschte sie sich weit weg. Das hier war Streß, obwohl nichts passierte. Aber es war doch etwas passiert. Die Lache auf dem alten Parkett hatte etwas zu bedeuten.

Sie wollte auf keinen Fall hineintreten, deshalb schlug sie auch einen kleinen Bogen und näherte sich dem gerafften Vorhangteil von der linken Seite her.

Er wurde von keiner Kordel zusammengehalten. Der Stoff war nicht nur dick und warf zahlreiche Falten, er roch auch sehr alt. Der Staub vieler Jahre hatte sich in ihm verfangen und ihm diesen Geruch gegeben.

Belinda faßte den Stoff an. Weich schmiegte er sich gegen ihre Handfläche. Er fühlte sich wirklich gut an. Sie wollte nicht daran denken, was dahinter lag.

Aber sie mußte es herausfinden. Nach dem ersten Schritt folgte der zweite. Belinda schaute zu Boden. Das Blut war durch die Lücke geflossen, die es zwischen dem Ende des Vorhangs und dem Boden gab.

Sie brauchte ihn nicht mal zur Seite zu schieben, denn hinter ihm gab es noch Platz, da er von der eigentlichen Wand ein wenig abstand. Die Stelle dort war schon schattig. Der Boden wirkte noch dunkler. Aber etwas hob sich vor ihm ab.

Belinda zitterte plötzlich. Sie hatte es nicht wahrhaben wollen, nun waren ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt worden. Sie nahm auch den Geruch wahr, der ihr von unten her entgegenströmte.

Ältere Leichen riechen eben.

Vor ihr lag die Leiche einer Frau. Jemand hatte sie auf eine fürchterliche Art und Weise getötet. Nicht erschossen oder erstochen, sondern mit einem spitzen Gegenstand bearbeitet. Wie ein Geisteskranker, der nur Mord im Kopf hatte.

Die Tote sah furchtbar aus. Selbst bei den schlechten Lichtverhältnissen war das zu erkennen. Belinda stand einfach nur da. Sie sah die Tote, doch sie weigerte sich, das Bild aufzunehmen. Es war einfach zu grausam und schrecklich.

Dann ging sie zurück. Diesmal bewegte sich die Lehrerin noch steifer, als hätte sie Gipsbeine. Das Gesicht war aschfahl geworden.

Sie schwitzte und fror zugleich. Und dann drehte sie sich langsam um. Die Kinder sahen ihr Gesicht, und sie wußten sofort, daß etwas Furchtbares passiert sein mußte.

Keiner wagte es, eine Frage zu stellen. Belindas Angst übertrug sich auch auf sie. Selbst Benny hielt den Mund.

Einen Moment später fing Belinda Moore an zu schreien. Und sie schrie wie nie zuvor in ihrem Leben...

\*\*\*

Gordon Francis residierte in einem dieser neuen Bürohäuser, die in den letzten Jahren auch in London entstanden waren. Ob es sich nun rechnete oder nicht, man hatte sie einfach gebaut. Man wollte Fläche an Firmen vermieten, und man hatte mit den Mietpreisen geklotzt und nicht gekleckert. Als Folge davon war nur die Hälfte der Räume vermietet, die andere stand leer.

Der Mann, zu dem Jane Collins unterwegs war, gehörte zu denjenigen, die auch höhere Mieten bezahlen konnten. Jane hatte sich erkundigt und erfahren, daß der Mann als Makler arbeitete. Sie war angemeldet und fröstelte ein wenig, als sie die Glastür des Eingangs hinter sich gelassen hatte, denn die Halle machte auf sie einen kalten und abweisenden Eindruck. Das konnte durchaus am Marmor liegen, mit dem der Boden bedeckt war. Glasfenster umschlossen die Halle.

Sitzgruppen aus Leder verteilten sich. Grünpflanzen wuchsen aus Kübeln. Es roch angenehm, aber die Atmosphäre, wie Jane sie schätzte, vermittelte die Halle nicht.

Sie mußte noch angemeldet werden und trat auf ein Pult zu, hinter dem ein Mann im mittleren Alter und schütterem Haar saß. Er trug eine dunkle Jacke, ein weißes Hemd und eine Krawatte mit Streifen.

Sein Lächeln war geschäftsmäßig freundlich. Vor ihm blinkten irgendwelche Lampen, die zu einem kleinen Kommunikations-Center gehörten, das sich auf dem Pult verteilte.

Jane begrüßte, wurde ebenfalls begrüßt, bevor sich der Mann nach ihren Wünschen erkundigte.

»Ich möchte zu Mr. Gordon Francis.«

»Sie sind angemeldet?«

»Ja, mein Name ist Jane Collins.«

»Gut, Madam, warten Sie bitte.«

Jane trat vom Pult zurück, während der Knabe die Verbindung zum Büro herstellte. Er sprach nicht lange. Der Besuch war okay, und Jane würde abgeholt werden.

»Sie können in einem der Sessel Platz nehmen.«

»Danke.« Jane ging hin, setzte sich aber nicht, sondern bewegte sich auf und ab, beobachtet von dem Mann an der Anmeldung, dem die Erscheinung der Frau durchaus gefiel.

Jane trug ein vanillefarbenes Kostüm und darunter eine leicht gelbstichige Bluse. Man ging eben Ton in Ton. Dazu paßten auch die Schuhe und die Handtasche. Das Haar hatte sie kürzer schneiden lassen, daß es an einigen Stellen sogar borstenartig abstand.

Wer Jane Collins nicht kannte und sie anschaute, hätte sie durchaus für eine Karrierefrau im Geschäftsleben halten können und nicht unbedingt für eine erfolgreiche Detektivin.

Eine dunkelhaarige Frau verließ den Lift. Sie trug eine weiße Bluse und einen roten, knielangen, engen Rock.

»Miß Collins?«

»Ja.«

»Ich darf Sie zu Mr. Francis bringen. Mein Name ist Britta Melrose.«

»Angenehm.« Die beiden lächelten sich an, bevor Jane der Frau zum Lift hin folgte.

Während der Fahrt in den achten Stock sprach sie über das Wetter und darüber, daß sich die Kälte noch immer hielt und es einfach nicht Sommer werden wollte, obwohl der Monat Mai schon längst begonnen hatte.

»Da kann man seine Urlaubspläne vergessen«, sagte Britta Melrose.

»Mal sehen.«

Sie hatten den achten Stock erreicht, verließen den Lift und gerieten in den Bereich der neuen Büroräume und der Flure, die ebenfalls ein



unpersönliches Flair vermittelten. Einige Türen waren nicht ganz geschlossen. Durch die Spalten drangen die leisen Geräusche der Computer-Tastaturen. Sie waren bei jedem Schritt die Begleitmusik der beiden Frauen, die sich an der rechten Seite des Gangs verabschiedeten, denn Britta Melrose hatte Jane nicht durch ihr Vorzimmer geführt, sondern direkt hinein in das Büro ihres Chefs.

Jane betrat keinen Saal. Der Raum war sogar relativ klein, wirkte aber optisch größer, da er in Weiß gehalten war. Die Wände strahlten dieses Weiß ab, die Decke ebenfalls. Der Teppichboden war in einem hellen Grau gehalten, und der große Schreibtisch ruhte auf Stahlbeinen. Die Platte bestand aus schwarzem Holz.

Hinter dem Möbelstück hatte sich ein etwa fünfzigjähriger Mann erhoben, der einen grauen Anzug trug, ein helles Hemd darunter und eine bunte Krawatte. Er machte einen äußerst korrekten Eindruck. Zwei klare, graue Augen schauten Jane für einen Moment prüfend an, bevor sich der Mund zu einem Lächeln verzog und der Mann feststellte, wohl eine gute Wahl getroffen zu haben.

»Woher wollen Sie das wissen, Mr. Francis?«

»Dafür habe ich einen Blick.«

»Hoffentlich enttäusche ich Sie nicht.«

»Ich habe mich selten geirrt. Aber setzen wir uns doch.« Eine Sitzgruppe stand bereit, um die beiden aufzunehmen. Sie hatten kaum ihre Plätze eingenommen, als die Sekretärin Kaffee servierte und Gordon Francis fragte: »Es ist Ihnen doch recht, Miß Collins?«

»Natürlich.«

Britta Melrose zog sich lautlos zurück. Jane bekam ihren Kaffee eingeschenkt. »Ich habe meiner Mitarbeiterin gesagt, daß ich in der nächsten halben Stunde keine Anrufe entgegennehme.«

»Das ist gut.«

Sie tranken, und Jane versuchte, den Mann einzuschätzen. Er sah nicht aus wie ein Makler, die man sonst aus den Kinofilmen und TV-Serien kennt. Gordon Francis machte einen seriösen Eindruck.

Sein Haar war grau geworden, sorgfältig gescheitelt. Das Gesicht zeigte eine leichte Bräune, ansonsten blieb es etwas flach. Es war nichts Markantes daran, an das man sich unbedingt hätte erinnern können.

»Sie werden sich denken, Miß Collins, daß ich ein Problem habe. Sonst säßen Sie nicht hier.«

»Ich weiß.«

»Und ich sagte Ihnen schon am Telefon, daß es nicht darum geht, irgendwelche Menschen zu überwachen, ob sie nun treu sind oder nicht. Ich habe andere Sorgen.«

»Bitte.«

»Es geht um meine Tochter Julie.«

»Was ist mit ihr?«

Francis lehnte sich zurück. Noch in der Bewegung verlor er seine Sicherheit. Er war plötzlich nervös. Seine Hände rieben mit den Flächen gegeneinander, was Jane deutlich hörte. Sie sah auch die Unruhe – oder war es Angst? – in seinen Augen und den leichten Schweißfilm auf der Stirn.

»Meine Tochter wurde ermordet!«

Mit dieser Eröffnung hatte Jane nicht gerechnet. Sie war in den folgenden Sekunden sprachlos und wußte auch nicht, wie sie dem forschenden Blick des Mannes entweichen sollte. Damit hatte sie beim besten Willen nicht gerechnet, und sie wußte auch, worauf der Auftrag hinauslief. »Ich soll den Mörder Ihrer Tochter suchen?«

»Ja.«

Jane genehmigte sich noch einen Schluck Kaffee, wobei sie die Stirn gerunzelt hatte. »Aber ist das nicht Sache der Polizei?« fragte sie leise nach.

»Nein!«

Die Antwort war spontan gekommen und hatte Jane in dieser Härte überrascht. »Warum nicht?«

»Die Polizei hat versagt.«

»Das wissen Sie?«

»Sicher.«

»Wie lange ist Ihre Tochter bereits tot?«

»Seit einer Woche.«

Jane verdrehte die Augen. »Mr. Francis, Sie müssen den Kollegen schon mehr Zeit geben, um den Tod Ihrer Tochter aufzuklären.«

»Würde ich gern, aber sie schaffen es nicht.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Weil sie die anderen drei Morde nicht aufgeklärt hat. Morde an jungen Frauen. Morde an Personen, die in dieser Stadt zu Besuch gewesen sind.«

»Wo ist das gewesen?«

»Thetford.«

»Das liegt – wo?«

»Im Nordosten. Es ist eine kleine Stadt. Noch sehr in der Tradition verwurzelt. Meine Tochter wurde in einem Museum gefunden. Man hat sie nicht nur einfach getötet, man hat sie regelrecht...« Er quälte sich und sagte leise: »Mir will das Wort nicht über die Lippen, aber es muß ausgesprochen werden. Man hat sie – zerstückelt.«

»Was heißt das genau?«

Francis hob die Schultern. »Die Gerichtsmediziner haben von einem Schwert gesprochen. Das wiederum paßt dazu, daß man meine Tochter Julie in der Nähe eines im Museum ausgestellten Ritters fand...«

»Moment mal, Mr. Francis. Meinen Sie, daß dieser Ritter Ihre Tochter umgebracht haben könnte?«

»Das ist natürlich Unsinn, wie?«

Jane wunderte sich über den scharfen Ton. »Nein oder ja. Es kommt darauf an, wie Sie es sehen.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie sollen es herausfinden. Kosten spielen keine Rolle. Ich weiß nur oder habe erfahren, daß der Ritter verschwunden ist.«

»Wie bitte?«

»Er steht nicht mehr dort, wo er einmal gestanden hat. Er hat das Museum verlassen.«

Jane winkte mit beiden Händen ab.

»Moment mal und ganz ruhig bitte. Sie meinen sicherlich damit die Rüstung, die man abtransportiert hat. Oder nicht?«

»Nein, die meine ich nicht. Es geht nicht um die Rüstung. Es war auch keine Rüstung. Es war eine Gestalt mit einem Helm auf den Kopf und einem Panzerhemd. So jedenfalls habe ich es erfahren. Also keine Rüstung, wenn Sie das meinen.«

»Und weiter?«

»Ich kann Ihnen nichts sagen. Nur eben, daß auch die Polizei vor einem Rätsel stehen.«

»Die natürlich nicht glauben will, daß der Ritter Ihre Tochter umgebracht hat.«

»Das versteht sich.«

»Aber Sie rechnen damit?«

Der Makler rang nach Luft und nach Worten. »Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Julie hat ihr Leben verloren. Drei andere Frauen sind ebenfalls umgekommen...«

»Auf die gleiche Art und Weise?« fragte Jane.

»Ja.«

»Auch in Thetford?«

Er nickte.

»Was tat die Polizei? Ich meine, daß es da doch einen Zusammenhang geben muß. Schließlich sind die Frauen auf ungewöhnliche Weise getötet worden.«

»Man tat nichts.«

»Und man wußte von dem Verdacht oder der Vermutung, die Sie mir jetzt offengelegt haben?«

»Ja, das denke ich schon.«

Jane lehnte sich zurück. Zum Glück gab ihr Gordon Francis die Chance, eine Weile nachzudenken, was sie auch tat. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß die Kollegen von der Mordkommission nichts getan hatten. Etwas mußte da schiefgegangen sein. Wenn in der Stadt vier Frauen getötet wurden, dann mußten einfach die

Alarmglocken schrillen. Zudem die Menschen auf eine sehr grausame, ja sogar mittelalterliche Art und Weise ums Leben gekommen waren.

Der Makler ahnte, worüber Jane Collins nachdachte. »Suchen Sie jetzt nach irgendwelchen Ausreden für die Beamten?«

»Nein, die suche ich nicht. Es ist wirklich sehr ungewöhnlich, daß sich niemand intensiv um den Fall gekümmert hat, denn das kann ich einfach nicht glauben.«

»Ich lüge nicht, Miß Collins!« stellte der Mann mit scharfer Stimme fest.

»Moment, das habe ich auch nicht gesagt. Ich denke da an meine Erfahrungswerte. Schließlich hat es vier Morde gegeben.«

»Deren Motiv im dunkeln liegt. Mag dieser Ritter auch aus dem Museum verschwunden sein, seiner Spur ist niemand nachgegangen. Man wird mit normalen Methoden ermittelt haben, aber herausgekommen ist nichts, wie ich nicht nur aus zahlreichen Telefonaten, sondern auch aus zweimaligen Besuchen in Thetford weiß. Man steht vor einem Rätsel.«

Jane nickte. »Ja«, sagte sie, »aber lassen wir das mal. Was hat Ihre Tochter denn in Thetford gewollt?«

»Julie war auf dem Trip, um sich Land und Leute anzuschauen. Sie wollte ihre Heimat kennenlernen. Normalerweise arbeitet sie in meiner Firma, bis es ihr in den Kopf kam, für ein halbes Jahr auszusteigen.« Er ballte seine Hände zu Fäusten. Das Gesicht verzog sich schmerzlich. »Hätte ich ihr doch keinen Urlaub gegeben! Aber jetzt ist es leider zu spät.«

»Da brauchen Sie sich keine Vorwürfe zu machen.« Jane legte die Hände zusammen. »Es hat vier tote Frauen in Thetford gegeben. Waren es Touristinnen?«

»So ist es.«

»Warum keine Einheimische, Mr. Francis? – Ich weiß, es klingt zynisch.«

»Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben. Ob Zufall oder nicht, ich weiß es nicht.«

»Nein, da steckt Methode dahinter.«

Der Makler beugte sich wieder vor. »Sind Sie denn bereit, diesen Auftrag anzunehmen, Miß Collins?«

Jane nickte entschlossen. »Ja, das bin ich.«

»Und Sie fürchten nicht, das nächste Opfer des Killers zu werden?«

»Nein. Aber ich wünsche mir fast, daß er mir über den Weg läuft. Es wäre die beste Lösung.«

»Das hört sich tough an. Sind Sie tatsächlich so hart, Miß Collins?«

»Manchmal muß ich es sein.«

»Gut, dann wünsche ich Ihnen viel Glück. Wie sieht es mit Ihrem Honorar aus?«

»Später, Mr. Francis.«

»Das ist Ihr Problem.«

Jane schaute auf die Uhr. »Dann werde ich mich jetzt verabschieden, Mr. Francis.«

Der Mann blieb noch sitzen. Er wischte über sein Gesicht, als wollte er seine Gefühle verbergen. Dann erhob er sich, brachte Jane zur Tür und reichte ihr dort die Hand. »Tun Sie Ihr Bestes, Miß Collins, ich bitte Sie. Ich will, daß dieser unheimliche Killer gestellt wird.«

»Ich werde mich bemühen.«

»Sie finden allein zurück?«

»Bestimmt.«

»Dann können wir nur hoffen.«

Jane Collins wußte, daß sie einen sehr deprimierten Mann zurückgelassen hatte. Er litt unter dem Verlust seiner Tochter, und das, was er gesagt hatte, hatte auch für die Detektivin sehr unglaublich geklungen. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß die örtliche Polizei überhaupt keine Spur entdeckt und sich einfach zurückgezogen hatte. Nicht bei vier Morden.

Der Lift brachte sie wieder nach unten. Gedankenverloren durchquerte Jane die Halle. Sie grübelte darüber nach, wie sie vorgehen sollte. Der Makler hielt einen Ritter für den Mörder. Eine Figur, die im Museum stand. Niemand konnte sich das vorstellen oder überhaupt damit zurechtkommen.

Jane Collins aber dachte anders darüber. Sie wußte aus Erfahrung, daß es Dinge gab, die rational nicht zu erklären waren. Und deshalb bewegten sich ihre Gedanken auf einer bestimmten Schiene weiter.

Sie wollte, wenn möglich, nicht allein hoch nach Thetford fahren, sondern erst einmal mit John Sinclair über den Fall reden, um zu erfahren, was er dazu meinte, unter Umständen konnte sie ihn dazu bewegen, sie zu begleiten, denn John sprach sicherlich darauf an, auch wenn keine magischen Kräfte hinter den Morden steckten, denn es reichte schon, daß vier Frauen eiskalt umgebracht worden waren.

Daß sich John in London befand, hatte sie vor drei Tagen erfahren, bei einem kurzen Telefonat. Da war bei ihm von einer Reise nicht die Rede gewesen.

So beschloß sie, direkt von ihrem Auftraggeber aus zu Scotland Yard zu fahren.

\*\*\*

Ich hatte den Schlüssel bekommen, um unabhängig zu sein, denn diese Unabhängigkeit brauchte ich, um einen Fall lösen zu können, bei dem die örtliche Polizei um Hilfe gebeten hatte, obwohl dies nicht an die große Glocke gehängt worden war und glücklicherweise auch die Presse keinen Wind davon bekommen hatte.

Über den letzten Mordfall war berichtet worden, es wurde auch noch immer darüber geschrieben, aber selbst die Zeitungsmänner wußten in diesem Fall nichts Neues zu berichten. Zudem war die Ermordete, eine gewisse Julie Francis, ebenso fremd in Thetford gewesen wie die drei anderen Opfer des gnadenlosen Serienkillers.

Hinter mir fiel die Tür des Museums zu. Es war dabei ein dumpfer Laut entstanden, der kaum ein Echo hinterließ, weil er nicht durch einen leeren Raum glitt.

Ich war allein in das Museum gegangen. Der Wärter hatte seinen Job ruhen lassen. Seit man die tote Frau hier gefunden hatte, wollte er dieses Gebäude nicht mehr betreten.

Ich vertrat ihn.

Vier tote Frauen!

Das war verdammt hart. Und es ging zudem darum, wie sie ums Leben gekommen waren. Zwischen den berühmten Zeilen war zu lesen gewesen, daß sie kein normaler Killer auf dem Gewissen hatte, sondern jemand, den es eigentlich nicht geben durfte, der längst verstorben war und nur als eine nachgebaute Erinnerung in diesem Museum gestanden hatte.

Hatte!

Sehr wohl, denn der Ritter war verschwunden. Seit dem letzten Mord war die Stelle, an der er sich aufgehalten hatte, leer. Und es gab auch keinen Menschen in Thetford, der ihn aus dem Museum herausgeholt hatte. Zumindest hatte es niemand zugegeben. Und so blieb mir nur die Suche nach dem geheimnisvollen Killer, der eine schreckliche Blutspur in Thetford hinterlassen hatte.

Ich war noch nicht lange in der Stadt, deshalb hatte ich mich erst mit wenigen Menschen unterhalten können, aber ich hatte schon etwas von der Angst gespürt, die wie ein dichtes Gespinnst über dem Ort lag. Es gab bei den Bewohnern nur dieses eine Thema, und jeder fürchtete schon, der nächste zu sein, denn der Killer konnte alle erwischen.

Zwar hatte er bisher nur fremde Frauen ermordet, doch das mußte nicht so bleiben. Wenn nicht genügend fremde Frauen den Ort besuchten, dann gab es noch genügend einheimische.

Ich wollte dafür sorgen, daß es nicht zu einem weiteren Mord kam und war auf mich allein gestellt, denn Suko hatte in London bleiben müssen, weil es noch Komplikationen gab, was unseren letzten Fall anbetraf. Da war es zu einem Zusammentreffen zwischen einem amerikanischen Geheimdienst, einem UFO, drei Psychonautinnen und uns gekommen. Dieser Fall jenseits jeglicher Öffentlichkeit hatte große Wellen erzeugt, von denen auch Suko und Sir James erfaßt worden waren. Wie ich wußte, waren beide zum Rapport bestellt worden. Auch ich hätte ins Innenministerium gemußt, aber dieser Fall von Serienmord war mir dazwischengekommen. Auf ihn hätte ich gern

verzichtet und mich mit den Politikern und Beamten auseinandergesetzt. Das mußten jetzt Sir James und Suko erledigen. Ich hatte hier meinen Job, und der war rätselhaft genug.

Ein Museum hat immer seinen besonderen Reiz, denn durch die Räume floß stets der Geist einer längst verflossenen Zeit. Hier war nichts anders, aber es kam noch etwas hinzu.

Ein leeres Museum strahlt auch eine unheimliche Atmosphäre aus.

In meinem Fall besonders, denn ich hatte auf elektrisches Licht verzichtet und wollte mich im Düstern umschaun. Natürlich konnte ich etwas sehen, denn durch die Fenster sickerte genügend Tageslicht, um die meisten der ausgestellten Gegenstände erkennen zu können. Aber das Licht reichte nicht bis in jede Ecke. So gab es noch genügend Stellen, die unübersichtlich genug waren.

Im Rathaus, wo ich inzwischen bekannt war, hatte man mir einen Plan des Museums gegeben. Schon beim ersten Hinschauen war mir klargeworden, daß dieses Haus sehr unübersichtlich war. Es gab da keine klare Linie. Man hatte früher eben so gebaut, denn es war vor längerer Zeit einmal bewohnt gewesen. Da es keine Erben gab und der Besitzer verstorben war, hatte er in seinem Testament das Haus der Stadt vermacht und darauf bestanden, ein Museum zu errichten.

Daran hatten sich die Stadtväter gehalten und alles zusammengetragen, was die Vergangenheit in Thetford übriggelassen hatte.

Der erste Eindruck war wichtig für mich. Später würde ich noch mit verschiedenen Leuten reden, um mich über Einzelheiten zu informieren. Aber das hatte Zeit. Auf meiner Liste stand auch eine gewisse Belinda Moore, eine Lehrerin, die das letzte Opfer bei einem Besuch mit ihrer Schulklasse entdeckt hatte.

Meine Gedanken drehten sich um einen Vergleich, da ich ungefähr wissen wollte, wie ich mir vorkam. Eigentlich wie jemand, der sich auf einer fremden Bühne weiterbewegt, auf der die Dekoration eingemottet worden war und erst wieder am Beginn der neuen Spielzeit belebt wurde.

Nichts störte mich, als ich ging. Ich hörte nur meine Schritte auf dem alten Parkett. Da ächzten und quietschten Bohlen, als litten sie unter fürchterlichen Schmerzen.

Wenn es zu dunkel wurde, konnte ich meine kleine Lampe einschalten.

Ich passierte ein aufgebautes Schlafzimmer. Wie immer mußte ich über die Größe alter Betten und Möbelstücke lächeln, denn die Menschen früher waren doch kleiner gewesen als die heutige Generation.

In der Luft lag der muffige Staubgeruch. Auch die alten Möbel atmeten dies aus, und an manchen Stellen roch es nach Bohnerwachs

oder anderen Putzmitteln.

Man hatte mir gesagt, wo die tote Julie Francis gefunden worden war. Zwar war der Ritter auf eine rätselhafte Weise verschwunden, aber seine Umgebung hatte er nicht mitgenommen. Um sie zu erreichen, brauchte ich nicht weit zu laufen. Der Tatort war noch immer durch eine Kordel abgesperrt worden. Kreidestriche der Kollegen waren im Licht meiner kleinen Lampe auf dem Boden zu erkennen.

Dort hatte die Leiche gelegen. Oder zumindest die Blutlache. Aus den Protokollen wußte ich, daß die Tote selbst durch den Vorhang verdeckt gewesen war.

Der hing auch jetzt noch an derselben Stelle. Er sah aus wie gerafft, so daß das normale Mauerwerk freilag.

Ich kletterte über die Kordel hinweg und betrat den Ort der verfluchten Untat.

Das Licht suchte sich seinen Weg über den dicken Stoff, der in Falten hin.

Mehr gab es nicht zu sehen.

Das Blut war weggewischt worden. Als Erinnerung sah ich nur einen dunklen Fleck auf dem Holz.

Ich schob mich hinter den Vorhang, wo ich mit der linken Schulter das rauhe Mauerwerk berührte. Niemand hatte für einen entsprechenden Verputz gesorgt. Die alten Steine strömten einen schon feuchten und bitteren Geruch aus.

Eine Seitentür entdeckte ich nicht. So bewegte ich mich an der Mauer entlang, bis mich die Querwand stoppte. Eine Spur, die auf den Ritter hingedeutet hätte, hatte ich nicht gefunden. Etwas frustriert machte ich mich wieder auf den Rückweg und blieb zunächst neben dem Vorhang stehen, um nachzudenken.

Den Ritter gab es. Er war nicht nur eine leere Rüstung, wie man sie überall in den Museen findet, nein, man hatte eine Puppe gebaut, sie kampfmäßig angezogen und ihr einen Helm aufgesetzt.

Der Mann, der diesen Ritter so zurechtgemacht hatte, war leider verstorben. Ihn konnte ich nicht mehr fragen, aber ich ging auch von einem anderen Gedanken aus.

Wenn sich jemand verstecken will, der etwas auf dem Kerbholz hat, der aber seine Spur verwischen möchte, der verbirgt sich zumeist dort, wo man ihn nicht vermutet. Manchmal ist das auch der Ort der Tat.

Deshalb war das Museum so wichtig für mich, da ich diesem Gedankengang folgte.

Ich konnte mich natürlich irren, aber irgendwo mußte ich mal anfangen, und das war eben der Tatort selbst.

Nur den Mörder hatte ich bisher noch nicht entdeckt. So stand meine Theorie weiterhin auf schwankenden Bohlen.



Ich trat wieder über die Absperrung hinweg und dachte daran, alle Räume des Museums zu durchsuchen. Nicht nur im Parterre, auch in der ersten Etage waren die Zimmer des ehemaligen Bürgerhauses als Ausstellungsräume umfunktioniert worden.

Da ich den Plan im Kopf hatte, wußte ich auch, wo ich die Treppe finden konnte. Zurück brauchte ich nicht. Der normale Rundgang führte direkt zu ihr.

Ich passierte einen unförmigen Gegenstand, der wegen seines Rohrs hoch bis zur Decke reichte. Es war ein alter Kachelofen, dessen Klappe offenstand wie das düstere Maul eines Ghouls, der nur darauf wartet, seine Beute verschlingen zu können.

Der Ofen blieb zurück. Ich erreichte eine ziemlich düstere Stelle und verließ mich wieder auf das Licht. Tanzender Staub wurde in dem Strahl sichtbar. Große Möbelstücke standen mir im Weg, aber ich respektierte die Absperrung, obwohl es mich schon reizte, den einen oder anderen Schrank zu öffnen, denn er eignete sich auch als Versteck.

In einem schaute ich nach.

Der Schrank war leer.

Ich schloß die Tür wieder, die erst Druck bekommen mußte, dann bewegte ich mich nach links.

An der Wand hingen alte Bilder. Ölschinken, wie sie früher so geliebt worden waren.

Weiter Möbelstücke versperrten mir nicht den Weg, der genau dort endete, wo die Holzterrasse begann. Sie lag zwar nicht im Bereich des Eingangs, aber auf dessen Seite, und es gab auch ein Fenster, durch das Licht in das Museum strömte.

Ich sah auch jetzt den Staub, der über die Stufen tanzte oder sich auf das Holz und auf das Geländer gelegt hatte. Das war alles nicht wichtig für mich, denn etwas anderes hatte mich aufgeschreckt.

Ein Geräusch!

Im ersten Moment nicht zu identifizieren. Es war auch nur sehr schwach gewesen, aber kein Irrtum.

Mit drei langen Schritten hatte ich die schmale Holzterrasse erreicht und blieb dort stehen.

Plötzlich klopfte mein Herz schneller. Mein Gefühl meldete sich und sagte mir, daß ich in diesem Bau nicht die einzige Person war.

Es gab noch einen anderen. Da alle Fenster geschlossen waren, konnte es keinen Durchzug geben, in dem sich etwas bewegt hätte.

Ich ging noch nicht, sondern hoffte darauf, daß sich das Geräusch wiederholte.

Vor mir lag die Treppe. Die einzelnen Stufen reihten sich aneinander. Sie waren in der unteren Hälfte noch besser zu sehen. Dahinter verschwammen sie in einer grauen Soße.

In der ersten Etage gab es noch weitere Ausstellungsräume, aber nicht so viele wie hier unten. Aus den Unterlagen wußte ich, daß man oben die alten Waffen aufbewahrte. Schwerter und Lanzen, Degen, Hellebarden, Streitäxte und Morgensterne. Ein wirklich perveres Material, um Menschen vom Leben in den Tod zu befördern.

Ich fühlte mich nicht wohl. Das war keine Umgebung, die mir gefiel. Es kam mir schon jetzt vor wie ein gegenseitiges Belauern, obwohl ich von meinem Gegner nichts sah.

Aber hörte!

Kein Klirren diesmal, sondern einen dumpferen Laut, als hätte jemand mit dem Fuß hart aufgestampft.

Urpötzlich war die Spannung wieder da. Und zugleich auch das Wissen, denn ich war mir nun sicher, daß irgendwo in der ersten Etage jemand auf mich lauerte und mich durch seine angebliche Ungeschicklichkeit versuchte, anzulocken.

Der Ritter?

Ich dachte einfach nur an ihn und nicht an eine andere Person.

Sollte es tatsächlich der vierfache Mörder sein, wäre das gut gewesen, denn nur so konnte ich ihn stellen und ausschalten.

Natürlich ärgerte ich mich, als ich die Treppe hochging, denn wieder begleiteten mich die ächzenden und knarrenden Geräusche, als wäre ich dabei, die alten Stufen zu quälen und zu foltern.

Begleitet wurde ich an der rechten Seite von einem Geländer, dessen Handlauf blank poliert war. Viele Besucherhände hatten im Laufe der Zeit dazu beigetragen.

Diesmal stieg ich keiner unheimlichen Tiefe entgegen, sondern einer Höhe. Mit jeder Stufe, die hinter mir zurückblieb, spürte ich das immer stärker werdende Kribbeln im Bauch. Die Wand an der linken Seite war nicht mehr als ein grauer Schatten. Hellere Flecke zeugten davon, daß hier einmal Bilder gehangen hatten.

Ich ging weiter.

Stufe für Stufe...

Dann die letzten.

Vor mir lag der Gang.

Still, sehr still sogar. Alles um mich herum war erstarrt. So hielt auch ich den Atem an und konzentrierte mich voll.

Ich blickte nach vorn, aber ich schaltete die kleine Leuchte nicht ein. Der Flur verschwamm im Dämmerlicht. Es gab auch keine Fenster in diesem Bereich. Die befanden sich in den Räumen, deren Türen nicht geschlossen waren, so daß graues Licht über die Schwellen hinweg in den Flur hineinfließen konnte.

Auch die Decke hatte einen dunklen Schatten bekommen. Zwar gab es eine Lampe, die ließ ich dunkel und näherte mich dem ersten Raum auf der rechten Seite.

Die Waffe zog ich nicht. Um beide Hände freizuhaben, hatte ich die Lampe weggesteckt. Auf der Schwelle blieb ich stehen, schaute zuerst nach rechts, wo eine Wand mein Sichtfeld begrenzte, und drehte den Kopf erst dann nach links.

Es öffnete sich mir die Tiefe des Raumes, denn man hatte aus mehreren Zimmern eins gemacht.

Zwischenwände waren durchbrochen worden, so lag der lange und meiner Ansicht nach auch leere Raum vor mir. Natürlich nur menschenleer, denn einer gewissen Geometrie folgend, waren Konsolen aufgestellt worden. Glasplatten ließen eine Sicht von oben her zu. Die Schilder mit den Erklärungen störten den Sichtbereich nicht.

Ich nahm die dort liegenden Gegenstände auch nur am Rande wahr. Alte Stiche, Schmuck, mal ein Kleidungsstück, dann eine Schußwaffe, wie man sie zu Napoleons Zeiten schon besessen hatte, eben alles, was in ein allgemeines Museum hineingehörte.

Die Waffen hingen an den Wänden.

Schwere und leichte Schwerter. Manche Klingen waren verrostet, andere von den Kämpfen schwer gezeichnet.

Lanzen mit langen Spitzen gerieten in mein Blickfeld. Die Reihe der Waffen wurde immer wieder durch die kleinen, hier oben liegenden Fenster unterbrochen, deren Scheiben ruhig einmal hätten geputzt werden können. Fremde Geräusche erreichten meine Ohren nicht, nur meine eigenen; ich war allein.

Irgend etwas störte mich.

Nicht die Streitäxte oder die Degen. Auch nicht die beiden Morgensterne, die sich in einem hohen Glasschrank befanden, zusammen mit alten Musketen.

Es war etwas anderes, das mich nervös machte. Ich spürte, daß ich nicht allein war.

Am Ende des Raums blieb ich stehen und mußte überrascht feststellen, daß es noch weiterging. Allerdings zur linken Seite hin, denn dort befand sich eine Wand, in die eine Tür eingelassen worden war. Und sie war geschlossen.

Was wurde dahinter ausgestellt?

Die Tür lockte mich. Ich fragte mich, ob auch die Besucherinnen zu ihren Lebzeiten von dieser Tür angelockt worden waren, denn sie alle hatten das Museum besucht.

Geschlossen ja, aber auch abgeschlossen?

Die Klinke glitt langsam nach unten. Mit dem Knie stieß ich dann gegen das Holz und nickte zufrieden, als die Tür aufschwang.

Mich lockte die Dunkelheit. Zunächst einmal stellte ich fest, daß es in diesem Zimmer kein Fenster gab. Entweder waren sie nie vorhanden gewesen, oder man hatte sie zugemauert.

Ich traute diesem alten Zimmer nicht. Es wurde auch nicht als Ausstellungsraum benutzt, sondern mehr als Verwahrkammer für alten Krempel, denn es lag alles durcheinander, das sah ich trotz der schlechten Lichtverhältnisse.

Sicherlich auch alte Dinge, die man irgendwo gefunden hatte. Sie waren nicht restauriert worden und sahen aus, als würden sie jeden Augenblick zusammenbrechen, denn an der rechten Seite stand ein alter Schrank, dessen breite Tür nicht geschlossen war. Und wieder griff ich zur Lampe.

Als geisterhafter, bleicher Finger glitt der Strahl über den alten Krempel hinweg. Er tauchte auch ein in irgendwelche Lücken und vertrieb dort die Schatten. Ich sah einen Tisch mit nur zwei Beinen, daneben lag ein alter Schemel. Über irgendeinen Gegenstand hatte jemand alte Gardinen ausgebreitet, als sollte das Prunkstück darunter bewußt verborgen werden. Auch aus den Umrissen konnte ich nicht erkennen, um was es sich handelte. Da konnte einiges gestapelt sein.

Ich würde mich später darum kümmern, weil mich der Schrank mit der schrägstehenden Tür lockte. Ich benötigte zwei Schritte, um ihn zu erreichen. Der Boden ächzte wieder. Er kam mir sogar weicher vor als unten. Ich blickte kurz vor meine Füße und entdeckte plötzlich eine Mulde und darin das schon leicht eingerissene und zersplitterte Parkett. Die Stellen sahen aus, als hätte jemand mit einem Hammer dort hineingeschlagen.

Ich drückte mich an der offenstehenden Schranktür vorbei und leuchtete in das Innere.

Das Dunkel wich dem Licht und meine Hoffnung der Enttäuschung, denn es war nichts zu sehen.

Gähnende Leere, dazu eine stark mitgenommene Rückwand, in der sich einige Bohlen gelöst hatten.

Wieder einmal war ich um eine Hoffnung ärmer, aber ich hatte die Laute nicht vergessen. Auf mein Gehör konnte ich mich schon verlassen. Hier oben war jemand gewesen. Vielleicht hatte er diese Räume verlassen und war durch ein Fenster geklettert. So recht glauben wollte ich daran nicht. Ich ging weiter, hatte den großen Schrank etwas später passiert, sah eine alte Truhe ohne Deckel und Bilder an der Wand lehnen.

Aber keinen Ritter.

Allmählich wurde ich ungeduldig, wobei ich auch daran dachte, einem Hirngespinnst nachzulaufen. Aber das mußte ich erst einmal zurückstellen. Es gab diesen Killer und...

Der Gedanke riß ab.

Urpötzlich und auch überraschend für mich, denn ich hatte nicht damit gerechnet, auf eine derartige Weise angegriffen zu werden.

Die Decke flog mir entgegen, die bisher irgendwelchen Plunder unter

sich begraben hatte. Sie war sehr wuchtig geschleudert worden, so daß ich nicht mehr dazu kam, ihr auszuweichen.

Bevor sie über meinen Körper hinwegfiel, konnte ich noch die Gestalt sehen, die sich unter der Decke verborgen hatte.

Es war der Ritter.

Und er war bewaffnet.

Dann wurde es dunkel!

\*\*\*

Man kannte Jane Collins beim Yard, und sie wurde auch nicht aufgehalten, als sie den Eingangsbereich betrat, um auf den Lift zuzusteuern, der sie hoch zum Büro ihrer beiden Freunde John Sinclair und Suko bringen sollte.

Auf dem Gang begegnete ihr niemand. Vor Glenda Perkins Bürotür blieb Jane stehen, klopfte, hörte keine Antwort, betrat den Raum aber trotzdem und sah mit einem Blick, weshalb Glenda ihr nicht geantwortet hatte, denn sie löffelte einen Joghurt und aß einen Zwieback dazu.

Jane lächelte, als sie die Tür schloß.

Glenda mußte erst den Mund leeren, um sprechen zu können. Mit einem Taschentuch tupfte sie die Lippen ab und stellte ihre karge Mahlzeit zur Seite.

»Wenn das keine Überraschung ist. Jane Collins. Himmel, was treibt dich denn her?« Beide Frauen begrüßten sich mit leichten Wangenküssen. Sie hatten mittlerweile ihren Burgfrieden geschlossen.

Jane zog sich einen Stuhl heran, warf aber zuvor einen Blick durch die offenstehende Tür in das Nachbarbüro, in dem sie weder John noch Suko sah. »Der Job«, sagte sie und setzte sich.

Glendas Augen blitzten. »Worum geht es denn?«

»Eine schlimme Sache. Um Mord.«

»Wer starb?«

Jane winkte ab. »Nimm es mir nicht übel, aber darüber möchte ich mehr mit Suko und John reden.«

Glenda lächelte wie jemand, der mehr weiß als sein Gegenüber.

»Da wirst du dich gedulden müssen. Zumindest bei John.«

»Warum?«

»Er ist nicht da.«

»Und Suko?«

Glenda biß in ihren Zwieback. Sie spürte, wie sehr Jane auf eine Antwort drängte, aber sie ließ sich bewußt Zeit, um ihre Besucherin zu ärgern. »Der auch nicht«, sagte sie schließlich. »Aber du kannst dich freuen, er kehrt vor John zurück. Suko ist mit Sir James unterwegs, um einigen Typen Bericht zu erstatten.«

Jane Collins gefiel die Antwort natürlich nicht. »Meine Güte, was ist

los? Tu nicht so geheimnisvoll. Wo steckt John denn? Im Prinzip geht es mir um ihn.«

»Der ist dienstlich unterwegs. Er mußte hoch in den Norden. Nach Thetford. Dort ist...«

Jane hörte gar nicht mehr zu. Sie fiel beinahe vom Stuhl. Für einen Moment drehte sich alles vor ihren Augen, so überrascht war sie.

Thetford, ausgerechnet Thetford. Das war ein Unding. Das konnte doch nicht stimmen. Da war...

»Hast du was, Jane?«

»Sag das noch mal.«

»Was denn?«

»Den Namen des Ortes.«

»Thetford. Eine Stadt, die man nicht kennen muß. Da ist John hin. Soviel ich weiß, geht es um Mord. Die örtliche Polizei war mit ihrem Latein am Ende. Man kam nicht mehr weiter. Da wurden wir eingeschaltet.«

»Ihr also auch«, flüsterte Jane und schüttelte den Kopf.

»He, was soll das denn heißen?«

Jane schüttelte nur den Kopf. Sie war zu sehr mit ihrer Überraschung beschäftigt.

Glenda ließ nicht locker. »Willst du oder kannst du nicht reden?« fragte sie.

»Abwarten, abwarten. Immer der Reihe nach. Ich bin ja nicht grundlos gekommen. Ich wollte mit John Kontakt aufnehmen und ihn bitten, mich nach Thetford zu begleiten.«

Glenda, die wieder zum Joghurtglas hatte greifen wollen, stoppte die Bewegung. Plötzlich saß sie kerzengerade auf dem Stuhl und schüttelte den Kopf. »Sag das noch mal.«

»Ja, ja, ja, du hast richtig gehört. Ich habe Thetford gesagt.«

»Das gibt es ja nicht.« Glenda ließ sich zurücksinken und schüttelte den Kopf. »Das darf nicht wahr sein. So etwas ist...«

»Sag nicht unmöglich!« fiel ihr Jane ins Wort. »Das haben wir uns abgewöhnt.«

»Aber ich...«

»Du brauchst nichts zu meinen, Glenda. Es ist eine Tatsache. Mich hat ein gewisser Gordon Francis engagiert, um den Tod seiner Tochter aufzuklären.«

Glenda Perkins nickte. »Ja, so hieß das letzte Opfer.«

»Eben. Und Francis sprach von einer seltsamen Gestalt, einem Ritter, der alt ist und trotzdem lebt. Angeblich hat er seine Tochter auf dem Gewissen.«

»Und noch die drei anderen«, murmelte Glenda.

»Du bist gut informiert.«

»Ich habe mit John darüber gesprochen. Meine Güte«, sagte sie und

schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich der Klopfer der Woche. Aber so locker will ich es nicht einmal sehen.«

»Wann ist er denn gefahren?« fragte Jane.

»Gestern.«

»Hat er sich schon gemeldet?«

»Einmal.«

»Und?«

»Nur nach seiner Ankunft. Wie es da gelaufen ist, kann ich dir nicht sagen.«

Obwohl Jane wie auf heißen Kohlen saß, quälte sie noch eine Frage. Und die mußte raus. »Was ist denn mit Suko? Wird er auch hochfahren?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Wie schon erwähnt, ist er mit Sir James unterwegs.«

»Das kommt auch selten vor.«

»Darauf kannst du Gift nehmen. Es ist nun mal so. Ich kann dar über nicht reden, Jane. Außerdem weiß ich zuwenig. John hätte auch dabeisein sollen, aber es kam anders.«

»Danke«, sagte Jane und stand auf.

Glenda blieb sitzen. Sie schaute zu Jane hoch. »Willst du trotz allem los?«

»Klar, und zwar jetzt.«

»Dann quartiere dich im Hotel Miller's Inn ein. John wohnt ebenfalls dort.«

»Und das schlägst du mir vor?« sagte Jane.

»Ich kann gönnen.«

»Klang aber nicht ehrlich.«

»John muß schließlich selbst wissen, was er tut. Jedenfalls drücke ich euch beiden die Daumen.«

»Danke, wir können es brauchen.« Damit war für Jane das Gespräch beendet. Sie hatte es plötzlich eilig, das Büro und auch das Gebäude zu verlassen. Dabei hoffte sie, daß ihr nicht gerade jetzt Sir James und Suko über den Weg liefen und lange Erklärungen verlangten. Dazu war wirklich keine Zeit.

Das Leben ist verrückt, dachte Jane, als sie die Fahrertür aufschloß.

So verrückt, daß es die besten Geschichten schreibt. Bevor sie endgültig startete, mußte sie noch das Nötigste in einen Koffer werfen.

Lady Sarah, bei der sie wohnte, würde wieder die Augen verdrehen und von großen Gefahren sprechen, nur war ihr das egal. Sie wußte, daß sie nach Thetford fahren mußte. Es war wie ein Drang. Dort wartete nicht nur John Sinclair auf sie, sondern auch ein brutaler Killer...

Jeder Mensch gerät in Panik, wenn ihn plötzlich und ohne Vorwarnung Dunkelheit umgibt. Das behaupte ich einmal, und mir erging es auch nicht anders, als die schwere und stinkende graue Decke über mich fiel. Sie war sehr groß, hatte ihr Gewicht, und es würde eine Zeit dauern, bis ich mich von ihr befreit hatte. Zeit, die mein Feind nutzen konnte, denn er war bewaffnet. Ich hatte das verdammte Schwert gesehen und konnte mir gut vorstellen, daß er es als Mordwaffe bei den vier Touristinnen eingesetzt hatte.

Im Prinzip war ich ein Ziel, das er nicht verfehlen konnte. Er brauchte nur mit einer Waffe die Decke zu durchstoßen; er würde mich nicht verfehlen. Deshalb war es meine erste und größte Sorge, trotz der Dunkelheit, den Attacken zu entkommen.

Ich ging zurück.

Es war kein normales Gehen, mehr ein Taumeln. Dabei versuchte ich, durch wilde Armbewegungen die schwere Decke von meinem Körper zu schleudern. Vergeblich.

Ich prallte mit dem Rücken gegen ein Hindernis und hörte auch, daß der Ritter nicht stehengeblieben war.

Auf einmal stieß er zu. Irgendwie hatte ich es geahnt, nicht gesehen, aber trotzdem so gehandelt, als hätte ich es erkennen können.

Ich war blitzschnell in die Knie gesunken, und die Klinge, die mich hätte in Brusthöhe durchbohren sollen, zerschnitt über mir die Decke und wischte auch über meinen Kopf hinweg.

Vorerst war ich gerettet.

Zu einem zweiten Versuch ließ ich den anderen nicht kommen.

Noch immer eingehüllt in die schwere Decke, wuchtete ich mich nach vorn. Sehr flach flog ich dabei über den Boden, die Arme ausgestreckt, und meine Hände erwischten ein Hindernis.

Es konnten Beine sein. Ob sie dem Ritter gehörten oder dem Schemel, das bekam ich auf die Schnelle nicht mit. Jedenfalls erreichte ich mit dieser Aktion zumindest einen Aufschub, denn der »Gegenstand« jenseits der Decke geriet aus dem Gleichgewicht und kippte zurück. Ich hörte ein gedämpft klingendes Poltern und hoffte, daß die Gestalt in irgendein Hindernis gefallen war, aus dem sie sich so leicht nicht befreien konnte.

Ich ruderte mit den Armen wie jemand, der eine Weltmeisterschaft gewinnen will. Die verdammte Decke mußte ich einfach loswerden.

Verzögerungen von Sekundendauer konnten meinen Tod bedeuten.

An der rechten Seite fegte sie zuerst hoch. Meine Sicht war frei, doch ich entdeckte den Ritter nicht.

Dann wuchtete ich die Decke in die Höhe und schleuderte sie, gar nicht mal bewußt, nach vorn.

Genau diese unbewußte Bewegung irritierte den Ritter. Er war bereit gewesen, auf mich einzuschlagen und hatte seine Klinge bereits in die



Höhe gerissen, als ihn die Decke erwischte. Sie verhüllte ihn zwar nicht, da sie nicht zielgenau geworfen war, aber die Klinge verhedderte sich in dem Stoff. Dadurch wurde der Schlag um eine Idee abgelenkt. Da ich mich in demselben Augenblick zur Seite geworfen hatte, sägte das Schwert an mir vorbei und in den Boden hinein.

Ich hatte Zeit, um meine Beretta zu ziehen.

Dachte ich!

Aber es kam anders.

Das Schwert war mit ungeheurer Wucht in den Boden geschlagen.

Dazu genau an der Stelle, wo sich die Mulde gebildet hatte. Und diesen Druck hielten die Bohlen nicht aus.

Ich hörte unter mir noch das Splittern und hell klingende Krachen.

Plötzlich war der Griff zur Beretta vergessen, denn ich verlor einfach den Halt. Der Ritter hatte sein Schwert wieder hochgerissen. Jetzt hielt er es mit beiden Händen fest, um mich beim dritten Schlag endlich tödlich zu erwischen.

Er hatte Pech, denn im selben Augenblick brach der Boden unter mir weg.

Ich raste in die Tiefe, und das Schwert – schräg geschlagen – pffft wieder einmal ins Leere...

\*\*\*

Der Fall – der verfluchte Fall!

Ich konnte in Metern nicht schätzen, wie tief ich fallen würde. Jedenfalls lag eine Etage dazwischen, was verdammt hoch war. Ich würde mit dem Rücken aufprallen, vielleicht sogar auf einem Gegenstand landen und nicht mit den Füßen zuerst aufkommen. Und so ein Sturz konnte durchaus tödlich sein.

Diese Gedanken schossen mir in Bruchteilen von Sekunden durch den Kopf. Zugleich raste ein Adrenalinstoß in mir hoch, und die Hitze hätte fast meinen Kopf gesprengt.

Mir stand nur eine bestimmte Zeitspanne zur Verfügung. Trotzdem versuchte ich, das Unmögliche möglich zu machen. Ich veränderte die Lage meines Körpers, indem ich die Beine ausstreckte.

Daß ich durch die Dunkelheit in die Tiefe sackte, nahm ich nur am Rande wahr. Alles in mir war auf den Aufprall konzentriert, der unweigerlich folgen mußte.

Er kam.

Und es wurde böse!

Wogegen ich stieß und wo ich aufprallte, bekam ich in diesem Durcheinander nicht mit. Es war jedenfalls nicht der normale Fußboden, der mich gestoppt hatte. Denn als ich aufprallte, hörte ich noch etwas poltern. Es war ein Gegenstand, den ich durch meinen eigenen Schwung umgerissen hatte.

Dann lag ich am Boden. Sekundenlang – oder war es nur der Bruchteil einer Sekunde?

In diesem Augenblick war ich außer Gefecht gesetzt. Fest stand nur, daß ich auf dem Rücken lag, noch wie in Eis gepackt und zu dem Loch über mir in der Decke starrte, durch das ich in die Tiefe gefallen war.

Es war schwach zu erkennen, und auch die Gestalt am Rand nahm ich nur konturenhaft wahr.

Sie schaute nach unten.

Dann drohte sie mit dem Schwert, drehte die Waffe, so daß die Klinge funkelte.

Schießen?

Ich wollte nach der Beretta greifen. Genau da drehte sich der Ritter weg und verschwand.

In mir lösten sich die Spannung und der Schock. Mein Körper und meine Sinne reagierten wieder normal. Einböser, stechender Schmerz peinigte mich. Mir wurde klar, daß ich diesmal nicht ungeschoren davonkommen würde...

\*\*\*

Messer oder glühende Pfeile bohrten sich in meinen rechten Knöchel hinein, peinigten auch den Bereich der Wade und verliefen sich erst in Höhe des Oberschenkels.

Beim Aufprall hatte ich mir den Knöchel verstaucht, den Rücken aber glücklicherweise nicht verletzt, obwohl auch er mir weh tat, denn ich war gegen einen alten und gepolsterten Sessel geprallt und dann mit dem rechten Fuß unglücklich aufgetreten.

Mein Gegner war verschwunden. Ich kümmerte mich um ihn, schaute mehrmals hoch. Da war nur das Loch zu sehen, und die Teile, die aus ihm hervorgebrochen waren, lagen auf dem Boden verstreut.

Im Sitzen winkelte ich das rechte Bein an. Meine Finger fuhrten bis hinunter zu der sehmerzenden Stelle, über die ich vorsichtig meine Kuppen gleiten ließ.

Der Knöchel schwoll an. Eigentlich hätte ich jetzt ein nasses Tuch gebraucht, um es mir um die verletzte Stelle zu wickeln, aber ein Waschbecken hatte ich auf meinem Weg durch das Museum leider nicht gesehen.

Das war Künstlerpech gewesen. Dabei war ich an den Killer so dicht herangekommen. Ich ärgerte mich wahnsinnig, daß er mir durch die Lappen gegangen war. Andererseits hatte ich noch großes Glück gehabt. Wäre der andere um einen Tick schneller gewesen, hätte es tödlich für mich enden können. Deshalb wollte ich mich nicht beschweren und weitermachen. Vor allen Dingen konnte ich nicht hier bleiben. Ich war noch mit der Lehrerin Belinda Moore verabredet.

Der Sessel, gegen den ich geprallt war, diente mir jetzt als Stütze.

Ich legte meinen rechten Arm auf die Lehne und stemmte mich sehr langsam in die Höhe.

Das Gewicht mußte ich dabei auf den gesunden Fuß verlagern, denn mit dem rechten konnte ich so gut wie nicht auftreten, ohne daß mich Schmerzen durchschossen.

Es klappte einigermaßen. Ich humpelte zurück in den normalen Durchgang und fand überall Gegenstände, an denen ich mich abstützen konnte. Der Ritter blieb verschwunden. Dabei hätte er jetzt die Chance gehabt, mich endgültig auszuschalten, aber ich schien ihn geschockt zu haben. Daß sich ihm überhaupt jemand entgegenstellte, war er wohl nicht gewohnt, und jetzt hatte man mich noch ziemlich außer Gefecht gesetzt.

Ich dachte bereits darüber nach, meinen Freund und Kollegen Suko anzurufen – nur würde ich ihn aus diesen »Verhören« hervorholen müssen, und da würde es sicherlich Ärger geben. Also mußte ich mich zunächst allein durchbeißen.

So humpelte ich weiter dem Ausgang entgegen, aus dessen Richtung ich plötzlich ein Husten hörte. Zugleich wurde die Tür aufgestoßen, und ich vernahm die mir unbekannte Stimme eines Mannes, der mich allerdings kannte, denn er rief meinen Namen.

»Mr. Sinclair?«

Wer war das?

Der Mann kam näher. Hinter ihm fiel die Tür wieder zu. Dann rief er noch einmal nach mir und wollte zugleich wissen, ob ich mich noch immer hier aufhielt.

»Okay, hier bin ich!« erwiderte ich, wobei meine Stimme auch nicht normal klang. Ziemlich gepreßt, ich hatte die Worte förmlich hervorgezischt.

»Ja, jetzt weiß ich Bescheid.«

Wir trafen uns in der Nähe eines Fensters. Ich setzte mich auf die schmale Fensterbank. Er kam näher, sah mich und blieb stehen. Der Mann war kleiner als ich. Er trug eine grüne Mütze mit einem schwarzen Schirm und einen grauen Kittel. Mir fiel zuerst seine dicke rote Nase auf, die wie eine Erdbeere inmitten seines Gesichts klebte. Ein kleiner Mund, ein rundes Kinn und sich ständig bewegende, kleine Augen vervollständigten das Aussehen seines Gesichts.

»Sie kennen mich?«

»Im Rathaus hat man mir gesagt, daß Sie hier sind, Mr. Sinclair.«

»Schön, das bin ich auch. Um es nicht einseitig werden zu lassen, darf ich auch Ihren Namen erfahren?«

»Ja, ich bin hier der Wärter des Museums. Ich heiße Hal Greenburg.«

»Na, dann habe ich ja Glück gehabt.«

»Wieso?«

»Daß es nicht der Ritter gewesen ist.«

Greenburg wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »Wie – wie meinen Sie das denn?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Den Ritter?« flüsterte er fragend und bekam plötzlich einen stieren Blick.

»Wen sonst?«

»Aber er ist doch weg.«

»Nicht bei mir. Ich bin um Haaresbreite einem nicht eben angenehmen Aufspießen entgangen. Dann brach der Boden in der ersten Etage durch, ich fiel, habe mir den rechten Knöchel verstaucht, und jetzt hocke ich hier auf der Fensterbank.«

»Och«, sagte er nur.

»Tun Sie mir einen Gefallen, Mr. Greenburg. Falls sich hier ein Waschbecken befindet, feuchten Sie ein Tuch an und bringen Sie es mir, damit ich es mir um den Knöchel wickeln kann.«

»Ja, gut, wir haben hier eine Toilette.« Er blickte mich noch einmal sekundenlang an, schüttelte den Kopf und war wenig später aus meinem Sichtbereich verschwunden.

Ich behielt meinen Sitzplatz auf der Fensterbank und wartete auf Greenburgs Rückkehr. Er schien keine Angst vor dem Ritter zu haben – wie auch, denn für ihn war er aus diesem Bereich verschwunden. Ich würde ihn auch kaum davon überzeugen können, daß es einen lebenden Ritter gab, obwohl die vier toten Frauen Beweis genug waren.

Aber nicht für die Tat des Ritters. Die Bewohner in Thetfort suchten nach einem anderen Mörder.

Der Wärter kehrte zurück. In der Rechten hielt er den feuchten Lappen, von dem das Wasser abfiel und in dicken Tropfen zu Boden platschte. Er bückte sich vor mir, ich zog mein Hosenbein in die Höhe, und der Mann pfiff durch die Zähne. »Die Schwellung sieht man sogar durch den Socken.«

»Das haben Schwellungen nun mal so an sich.«

»Humor haben Sie auch, wie?«

»Sicher.«

Greenburg stellte sich geschickt an. So viel Sanftheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Er zog mir die Socke nach unten, dann spürte ich das kalte Wasser, das meinen Knöchel umgab, und es tat mir gut, daß die verletzte Stelle gekühlt wurde. Im Hotel wollte ich die Verbände mehrmals erneuern. Möglicherweise konnte ich am nächsten Tag schon auftreten.

»Sie machen das aber gut«, lobte ich ihn.

»Kunststück, Mr. Sinclair. Ich bin vor meiner Zeit hier lange genug Hausmeister an einer Schule gewesen. Da sind die Kinder mit kleinen Verletzungen immer zu mir gekommen und haben sich von mir

behandeln lassen.«

»Und Ihre Frau tat das nicht?«

»Die gibt es nicht. Ich war nie verheiratet«, erwiderte er mit leiser Stimme, während er die Enden verknotete.

»Na ja, man kann sich auch so durchschlagen.«

»Das ist richtig. Ich brauche keinem Menschen Rechenschaft abzulegen. Was die Frauen angeht, sie haben mich auch nicht so recht gemocht, aber das ist vorbei«, erklärte er bitter.

Ich wollte nicht weiter nachhaken und war froh, etwas Linderung erfahren zu haben.

Aber meine Gedanken drehten sich um den Ritter. Wer war er?

Was war er? Jemand, der mit dem Teufel im Bunde stand? Einer, der nicht sterben konnte, weil er die Künste der Schwarzen Magie beherrschte?

Von der Hand zu weisen war das nicht, denn es lag noch nicht lange zurück, da hatte ich gegen eine derartige Rittergestalt kämpfen müssen. In Deutschland, im schönen Schwarzwald, hatte er eine alte Bekannte, Hildegard von Zavelstreuth, verfolgt.

Es konnte durchaus sein, daß dieser Fall hier ähnlich gelagert war, das mußte aber nicht sein.

Hal Greenburg kam wieder hoch. Er ächzte dabei und nickte mir zu. »Ich habe mein Bestes gegeben.«

»Das war toll, Mr. Greenburg. Ich denke, dafür werde ich mich revanchieren. Oder lehnen Sie ein gutes Bier ab?«

Er lächelte breit. »Eigentlich nicht.«

»Dann haben wir schon eine Basis. Allerdings müssen wir uns noch etwas gedulden. Ich bin auf der Jagd nach einem besonderen Freund, wenn Sie verstehen.«

»Sie suchen den Ritter.«

»Ja.«

Er zeigte sich nachdenklich. »Das tut mir leid, Mr. Sinclair...«

»Warum?«

»Daß ich Ihnen nicht helfen kann. Ich weiß auch nicht, wer ihn hier abholt hat.«

»Sie meinen, daß er gestohlen wurde?«

»Davon bin ich überzeugt.«

Ich runzelte die Stirn. »Erklären Sie mir doch mal, wie er aussah. Ich meine, unter dem Helm und dem Kettenhemd. Das werden Sie als Fachmann beurteilen können.«

Greenburg hob die Schultern. »Was soll ich Ihnen da sagen? Es war die Nachbildung eines Körpers.«

»Stimmt der Vergleich mit einer Schaufensterpuppe?«

Er wiegte den Kopf. »Nicht so ganz, wenn ich ehrlich sein soll. Nein, das kommt nicht hin. Es war wohl eine Puppe, aber sie bestand nicht

aus Plastik.«

»Sondern?«

»Aus Holz, Mr. Sinclair. Die Nachbildung eines menschlichen Körpers aus Holz. Über die Figur ist dann ein dünner Stoff gespannt worden, bevor wir sie richtig einkleideten.«

»Und das Schwert?«

»Ist alt.«

»Danach sah es mir nicht aus.«

Er winkte ab. »Das wird immer geputzt. Ich habe dafür die Verantwortung übernommen.«

»Und jetzt ist er weg«, stellte ich fest.

Greenburg senkte den Kopf. »Ja.« Er hustete. »Ich weiß es auch nicht, aber ich fühle mich mitverantwortlich. Ich hätte besser achtgeben sollen, aber ich kann nicht jeden Tag und jede Nacht im Museum sein und Wache halten.«

»Das stimmt.«

»Ich frage mich nur, was die Diebe mit einer gestohlenen Ritterfigur anfangen wollen.«

»Ganz einfach«, antwortete ich, stockte aber, weil mir nichts einfiel. Ich hatte mich zu weit vorgewagt und versuchte es mit einer nächsten Frage.

»Sie können sich nicht vorstellen, daß diese Figur gar nicht tot war, sondern durchaus lebendig ist.«

Er schaute mich an. Sein Mund stand wieder offen, und er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »Das ist doch irrsinnig«, flüsterte er. »Sie meinen wirklich...? Oder habe ich etwas Falsches gehört? Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Sie glauben, daß dieser Ritter, diese Figur, die sie ja ist, lebt?«

Ich nickte. »Klar, das glaube ich.«

»Nein, so etwas ist nicht möglich.« Er schlug sich gegen die Stirn.

»Niemals, Mr. Sinclair.« Dann lachte er glucksend. Es war sicherlich auch Unsicherheit bei ihm, die meine Ausführungen hinterlassen hatten. Sein Lachen stoppte, er blickte sich um, aber es war niemand zu sehen, der ihm hätte gefährlich werden können. »Ähm«, er knetete seine rote Erdbeernase, »das haben Sie doch nur so gesagt...«

»Nein. Sehen Sie das Loch in der Decke?«

»Das habe ich gesehen.«

»Stimmt. Ich bin durch dieses Loch nach unten gefallen. Die Decke ist eingebrochen. Sicherlich nicht, weil ich dort oben getanzt habe. Das hatte schon andere Gründe.«

»Sie meinen wirklich den Ritter?«

»So ist es.«

Er senkte den Blick. »Ja, ich muß Ihnen glauben. Man sagte mir, daß Sie Polizist sind und die Morde aufklären wollen. Aber daß sie ein

Ritter angegangen haben soll, der bei uns hier nur als Ausstellungsstück gestanden hat, nehme ich Ihnen nicht ab.«

»Jedenfalls ist er verschwunden.«

»Klar.«

»Und ich habe gegen ihn gekämpft.«

Greenburg senkte den Kopf. Er starrte zu Boden. Sein Mund verzog sich zu einem zuckenden Lächeln. Wahrscheinlich hatte er sich schon ein Gegenargument zurechtgelegt, nur traute er sich nicht, mir das zu sagen, und deshalb blieb er still.

»Hier kommen wir nicht weiter, Mr. Greenburg, und deshalb werde ich jetzt gehen.«

»Können Sie das denn?«

»Ich schaffe das schon. Bis zu meinem Hotel, Miller's Inn, ist es ja nicht weit. Nur ein paar Schritte.«

»Ich könnte Sie ja stützen.«

»Dafür wäre ich Ihnen sogar dankbar.«

»Dann versuchen wir es mal.«

Ich rutschte von der Fensterbank, trat nur mit dem gesunden Fuß auf, während mich Greenburg an der rechten Seite abstützte und mein Gehen somit erleichterte.

Wir bewegten uns auf den Ausgang zu. Die Kühle an meinem Knöchel war verschwunden. Die unnatürliche Wärme drang wieder durch, und wenn ich mal aus Versehen mit dem Fuß auftrat, dann zuckte der Schmerz jedesmal hoch bis zu meinem Oberschenkel.

Wir verließen das Museum. Ich übergab Greenburg meinen Schlüssel, damit er abschließen konnte. Anschließend kam er wieder zurück. Dann humpelte ich die Treppe hinunter. Wir beide wurden gesehen, schließlich befand sich der Bau in der Ortsmitte, wo auch der meiste Verkehr herrschte, und es gab nicht wenige Leute, die uns aus großen Augen anschauten, wie wir die Stufen hinabhumpelten und anschließend den schlechten Weg über das Kopfsteinpflaster nahmen.

Wir befanden uns auf dem Marktplatz. Ich sah einen Brunnen und zwei Arbeiter, die lange Schläuche hielten, aus deren Düsen das Wasser schoß. Sie spritzten damit das Pflaster ab, auf dem vor kurzem noch die Marktstände gestanden hatten.

Der Weg zum Hotel stieg etwas an. Ich wohnte in einem Eckhaus, das aus roten Ziegeln errichtet worden war. Efeu rankte an der seitlichen Fassade hoch und bedeckte beinahe die gesamte Außenmauer. Die Fenster waren noch freigelassen worden, da wurden die Pflanzen immer beschnitten, und ich konnte auch das Fenster sehen, das zu meinem Zimmer gehörte.

Das Gehen war trotz allem eine Quälerei. Wenn das so weiterging und sich auch am nächsten Tag fortsetzte, mußte ich wirklich um Sukos Hilfe bitten. Ich stellte mir schon jetzt sein grinsendes Gesicht

vor, wenn er mich sah.

Die Besitzerin hieß Edna Miller. Sie war nicht verheiratet, etwa vierzig, sehr resolut, und führte das Haus zusammen mit ihrem Bruder Don. Die Frau mit den blond gefärbten Haaren und der guten Figur bekam große Augen, als sie uns über die Eingangsschwelle humpeln sah.

»Was ist denn mit Ihnen geschehen, Mr. Sinclair?« hauchte sie und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Ich hatte einen kleinen Unfall und mir leider den rechten Knöchel dabei verstaucht.«

»Ausgerechnet.«

»Da haben Sie recht.«

Sie schaute uns an, nickte entschlossen und erklärte mir, daß sie sich jetzt um mich kümmern wollte. »Dann kommen Sie mal mit in die Küche. Du kannst gehen, Greenburg. Ab jetzt ist das meine Sache.«

»Ist schon okay, Edna.«

Ich bedankte mich bei dem Wärter, der ziemlich schweigsam in Ednas Anwesenheit geworden war. Er nickte noch, drehte sich um und lief hastig davon.

»Den haben Sie aber verscheucht«, sagte ich.

Die Wirtin winkte ab. »Er hat es nicht anders verdient.«

»Was stört Sie an ihm?«

»Alles. Er hat schon die Jahre über auf eine plumpe Art und Weise versucht, bei mir zu landen.«

»Anmache?«

»Das sagt man wohl heute dazu. Aber ich wollte nicht. So blieb er dann allein mit seinem Bier.«

»Deshalb die rote Nase.«

»Auch«, schränkte sie ein.

Dann faßte sie mich unter. Der Griff war der eines Profis. Da spiegelte sich auch die Resolutheit wider, die diese Frau auszeichnete.

Sie ging ihren Weg konsequent. Es gab nichts und niemanden, der sie davon abbringen konnte.

Sie brachte mich nicht in den Gastraum. Ich mußte auch nicht die Treppe hoch in mein Zimmer humpeln, ich wurde in das Allerheiligste geführt, in dem Edna das Regiment führte. Es war die Küche.

Ein blitzsauberes Viereck, in dem in der Mitte die Herde standen und das Geschirr in Regalen untergebracht war. Töpfe, Pfannen und Schalen hingen an den Wänden. Ebenso wie Messer, Siebe, Reiben und alles andere, was man in einer großen Küche benötigte.

Ich mußte mich auf einen Holzstuhl setzen und das rechte Bein ausstrecken. Der Knöchel brannte noch immer. In ihm tuckerte es auch, als wäre jemand dabei, miteinem kleinen Hammer zu werkeln.

Edna Miller öffnete einen weißen Schrank. Auf dessen Tür war ein



rotes Kreuz gemalt. Sie holte eine braune Flasche hervor, drehte sich um und hielt die Flasche hoch. »Hier«, sagte sie, »von mir selbst hergestellt. Ein wunderbares Gebräu. Es wird Ihrem verletzten Fuß guttun. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Und ob ich das sage.«

Ein Tuch holte sie auch noch. Es war ein weicher Lappen zum Abtrocknen. Ihn feuchtete sie mit ihrer Tinktur an, nachdem sie mir den ersten Verband abgenommen hatte.

Ich wunderte mich darüber, wie sanft diese Frau plötzlich vorgehen konnte. All das Resolute war verschwunden. Jetzt war sie einzig und allein die Frau mit den heilenden Händen. Den Socken hatte sie nach unten gestreift. Ich besah mir den Knöchel aus meiner sitzenden Haltung und stellte auch fest, daß er verdammt dick geworden war. Es pumpte in ihm. Als Edna mit ihren Fingern darüber hinwegstrich, zuckte ich zusammen, obwohl ich es eigentlich nicht wollte.

»Gelobt sei, was hart macht«, sagte sie.

»Sicher«, gab ich stöhnend zurück.

Wenig später schon ging es mir besser. Da legte sie ihr getränktes Tuch an, und ich wunderte mich, wie gut diese ungewöhnliche Kühlung tat. Plötzlich waren die Schmerzen weg, das heißt, nicht ganz, ich bildete mir da schon etwas ein, aber es war wirklich phantastisch.

Die Wirtin arbeitete zielstrebig und vergaß dabei auch nicht, mich mit Worten immer wieder aufzumuntern. »Das wird schon alles klappen«, meinte sie, »da brauchen Sie wirklich keine Angst zu haben, Mr. Sinclair.«

»Wie lange, glauben Sie, muß ich mich mit dem Knöchel herumschlagen? Trotz Ihrer tollen Behandlung.«

Sie hob die Schultern. »Was ich Ihnen da aufgetragen habe, entstammt einem Rezept meiner Großmutter. Ich denke, daß Sie am nächsten Morgen schon besser auftreten können. Die Schwellung wird zurückgehen, damit kenne ich mich schon aus.«

»Wunderbar.«

»Aber hüten Sie sich vor Waldläufen«, spottete sie und wollte wissen, wie mir das Mißgeschick widerfahren war.

Diese Ausrede hatte ich mir schon zurechtgelegt. »Es liegt an dem Straßenpflaster vor dem Museum. Ich bin einfach umgeknickt. Das kann auch einem Polizisten passieren.«

Sie schaute zu mir hoch. Ich sah den Ernst in ihren Augen. »Und der Killer läuft nach wie vor frei herum.«

»Leider.«

»Haben Sie noch Hoffnung, ihn zu stellen? Gerade jetzt, wo Sie halb außer Gefecht gesetzt sind?«

»Dank Ihrer Hilfe bin ich bald wieder auf dem Damm.«

»Das hoffen wir alle.« Sie preßte für einen Moment die Lippen zusammen. »Was in dieser Stadt abgelaufen ist, kann ich nicht fassen. Das ist einfach unbegreiflich.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Vier Frauen sind ermordet worden. Vier junge Frauen. Das muß sich mal jemand vorstellen. Ich kann es nicht.«

»Ich werde ihn kriegen.«

Edna Miller trat einen Schritt zurück und schaute mich skeptisch an.

»Das hoffen wir alle. Haben Sie schon eine Spur?«

Ich lächelte bitter. »Was wollen Sie hören?«

»Die Wahrheit.«

»Ich tappe noch im dunklen. Leider.« Dann hob ich die Schultern.

»Aber jetzt möchte ich auf mein Zimmer, wenn es recht ist.«

»Gut, ich bringe Sie hoch. Die Flasche nehmen wir mit. Ich hole Ihnen auch noch ein zweites Tuch, damit Sie den Verband wechseln können.«

»Das wäre nett.«

Edna Miller ließ sich durch nichts aus der Fassung bringen. Sie fasste mich wieder unter. Gemeinsam verließen wir die Küche. Die Gaststube betraten wir erst gar nicht. Ich hörte nur einige Männerstimmen. Es befanden sich also Gäste darin.

Über die schmale Holztreppe mit dem blanken Geländer ging es hoch in die erste Etage. Ich hatte meine Mühe, doch dank Ednas Unterstützung schafften wir es beide, mein Zimmer zu erreichen, ohne daß sich mein Knöchel noch stärker gemeldet hätte.

Der Raum war klein. Immerhin gab es eine Dusche und ein WC.

Ich wurde zum Bett geführt und legte mich darauf nieder. Edna Miller hob vorsichtig mein Bein an. Dann lächelte sie mir zu. »Soll ich Ihnen etwas zu trinken kommen lassen?«

»Das wäre gut.«

»Bier? Wasser...?«

»Beides.«

»Gut, ich schicke jemanden hoch. Falls Sie noch Probleme bekommen, rufen sie einfach hinunter. Irgend jemand wird es schon hören. Ich sage auch unseren Mitarbeitern Bescheid.«

»Danke«, sagte ich, »danke für alles.«

»War selbstverständlich.« Sie hob ihren rechten Daumen in die Höhe und verließ das Zimmer.

Ich blieb liegen. Wenig später kriegte ich Besuch. Ein junges Mädchen brachte die Getränke. Die Flaschen steckten in einem mit Eis gefüllten Kübel. Ihre Hälse schauten hervor. Auch zwei verschiedene Gläser hatte die Kleine mitgebracht und stellte sie auf den Tisch neben das Gefäß. Ich gab ihr noch ein Trinkgeld, über das sie sich freute, dann verließ sie hastig das Zimmer.

Ich war allein.

Ich dachte nach.

Allerdings nicht nur über den unheimlichen Ritter und vierfachen Killer, sondern über die Nacht, die vor mir lag.

Ein gutes oder auch nur ein normales Gefühl überkam mich dabei leider nicht...

\*\*\*

Der Knöchel war tatsächlich durch die Tinktur ruhiggestellt worden.

So ruhig, daß ich sogar eingeschlafen war, aber irgendwann erwachte, als es bereits dämmerte und ich einen wahnsinnigen Durst verspürte.

Ich richtete mich auf. Durch das Fenster floß nur noch wenig Tageslicht, so daß ich das Licht einschaltete. Die Lampe stand in Reichweite auf einem kleinen Tisch neben dem Bett, und der alte Schirm in Form einer Glocke gab ein warmes Licht ab.

Ich setzte mich hin. Dabei zog ich das rechte Bein an und konzentrierte mich natürlich auf meinen Knöchel.

Er schmerzte noch immer. Ein Stechen durchzuckte ihn, aber ich empfand es nicht als so schlimm wie noch vor einigen Stunden. Da hatte sich schon einiges gebessert, dank der Zaubertinktur einer gewissen Edna Miller.

Ich vergaß zunächst meinen Durst und fühlte nach. Obwohl das Tuch noch meinen Knöchel bedeckte, stellte ich fest, daß die Schwellung doch etwas zurückgegangen sein mußte. Dann löste ich das Tuch vom Knöchel und konnte sogar lächeln.

Die Schwellung war deutlich zurückgegangen. Damit hätte ich so schnell nicht gerechnet.

Beinahe hätte ich laut gelacht, aber ich riß mich zusammen. Dafür stand ich auf und probierte es mit einem leichten Belastungsdruck.

Der Schmerz kehrte zurück, doch längst nicht mehr so stark. Ich traute mich sogar, allein zu gehen, wobei ich die Arme schon ausgestreckt hielt, um mich notfalls an der Wand abstützen zu können.

Alles ging glatt.

Ich kam zu meinem Bier. Ein Flaschenöffner lag ebenfalls bereit.

Edna Miller hatte es wirklich gut gemeint, denn drei Flaschen Bier steckten in dem Kübel, in dem das Eis inzwischen geschmolzen war.

Ich schenkte mir das Glas gut voll und humpelte damit auf das Fenster zu. Es war geschlossen, was ich änderte. Ohne das Gewicht auf mein rechtes Bein zu verlagern, öffnete ich das Fenster und ließ die kühle Luft hereinströmen.

Die Dämmerung war da, und die kleine Stadt Thetford legte sich zur Ruhe.

Es war genau die Stunde zwischen Tag und Traum, wo sich der Tag

verabschiedete und die Nacht ihre ersten Schatten warf. Deshalb entstand auch ein besonderes Licht, das inselartig noch vom Licht der Laternen durchbrochen wurde.

Zu normalen Zeiten wären sicherlich mehr Menschen auch um diese Zeit unterwegs gewesen, aber die Zeiten waren nicht mehr normal. Die Bewohner litten unter dem Druck der vier unaufgeklärten Morde, und gerade in diesem alten Teil der Stadt, der zum Teil verkehrsberuhigt worden war, war schon jetzt eine unnatürliche Ruhe eingekehrt. Denn hier waren die Frauen getötet worden. Und jede von ihnen hatte auch dem Museum einen Besuch abgestattet und dabei den Ritter gesehen. Da hatte er sich auf seine Opfer einstellen können.

Für mich kam nur er als Killer in Frage. Ich wollte auch nicht an einen Irrtum glauben.

Trinkend schaute ich über die Dächer einiger Häuser hinweg, was mir gut gelang, denn das Hotel stand an exponierter Stelle auf einer kleinen Anhöhe.

Im Hintergrund herrschte der übliche Verkehr. Dort war nicht abgesperrt worden, da fuhren die Autos mit ihren eingeschalteten Scheinwerfern, denn dort würde erst später Ruhe einkehren.

Ich trank mein Glas leer. Dann fiel mein Blick nach links. Dort malte sich der Umriß des Hauses ab, in dem das Museum untergebracht worden war. Eine Laterne warf ihr Licht bis zum Boden hin und erreichte auch den Beginn der Treppe.

Das Haus selbst lag im Dunkeln. Auch hinter den Fenstern sah ich nicht den kleinsten Schimmer von Helligkeit. Es war völlig ruhig.

Niemand hielt sich darin auf.

Wirklich niemand?

Ich zweifelte daran, denn der Ritter mußte meiner Ansicht nach wieder zurückgekehrt sein. Nicht unbedingt in das Haus. Ich glaubte schon, daß er sich in dessen Nähe und auch in der Dunkelheit verborgen hielt. Das war sein bestes Versteck.

Hätte ich normal gehen können, ich wäre bestimmt nicht auf meinem Zimmer geblieben. Der Gedanke daran ließ die Wut in mir hochschnellen, und das Blut stieg in meinen Kopf.

Ich wandte mich wieder vom Fenster ab. Aus dem Gastraum hörte ich den Klang der Stimmen. Zwei Jugendliche schoben ihre Räder die Straße hoch und hörten dabei Rockmusik.

Das Fenster kippte ich. Dann leerte ich den Rest aus der Flasche und legte mich wieder hin. Was hätte ich auch sonst anders tun sollen?

Nach unten gehen?

Wäre eine Möglichkeit gewesen. Aber ich konnte mir auch vorstellen, daß man mich dort mit Fragen löcherte, und das wollte ich auf keinen Fall riskieren.

Noch angezogen nahm ich auf dem Bettrand Platz, um den Verband

auszuwechseln. Die Kühle der Tinktur war eine Wohltat. Sie tat so gut, daß ich sogar die Augen schloß. Das blieb auch so, als ich mich wieder hinlegte.

Ich starrte zur Decke. Ich fühlte mich aufs Abstellgleis abgeschoben. Es war schwer, den Killer als eine reale Person zu akzeptieren.

Während er möglicherweise sein nächstes Opfer im Visier hatte, lag ich hier im Zimmer auf dem Bett und spürte das Pochen in meinem angeschlagenen Knöchel.

Hoffentlich sah es am nächsten Morgen besser aus. Das konnte ich mir nur wünschen.

Über mir lag die Zimmerdecke wie ein grauer, genau abgegrenzter Ausschnitt eines Himmels. Ich starrte dagegen und dachte nach.

Meine Gedanken drehten sich um die Morde, und immer wieder erschien das Bild des Ritters vor meinem geistigen Auge.

Ich hatte ihn leider nur für einen Moment gesehen. Und doch hatte diese Zeitspanne ausgereicht, um mir den Anblick genau einzuprägen. Vergessen würde ich ihn nicht.

Das Kettenhemd, der Helm und vor allen Dingen das Killerschwert, mit dem er so gewütet hatte bei seinen Opfern.

Ja, gewütet!

Das genau war ein Problem, um das sich meine Gedanken drehten. Eigentlich hätte er nur einmal zuzustoßen brauchen, um einen Erfolg zu erreichen. Er aber hatte seine Opfer behandelt, wie ein...

Nein, diesen Vergleich dachte ich nicht zu Ende, obwohl er stimmte.

Da stellte sich natürlich die Frage, warum er das getan hatte. Eine Antwort zu finden, bedeutete auch zugleich die Lösung.

Der Killer mußte in gewisser Hinsicht ein Psychopath sein. Aber waren Dämonen oder Untote Psychopathen im eigentlichen Sinne des Wortes? Meiner Ansicht nach nicht, obwohl sie nicht so auszurechnen waren wie Menschen.

Wie dem auch sei, ich wollte ihn stellen und letztendlich auch aus der Welt schaffen, wie ich es damals im Schwarzwald mit diesem verfluchten Ritter getan hatte, dem es tatsächlich gelungen war, Jahrhunderte zu überleben.

Auch er hatte gemordet, aber ihm hatte ein Schlag mit seinem Schwert gereicht. Diesem Killer hier nicht, und das genau war der Unterschied, mit dem ich nicht zurechtkam.

Meine Gedanken verloren an Konzentration. Ich spürte erneut die große Müdigkeit, wollte natürlich nicht einschlafen, aber meine Augendeckel wurden schwer und immer schwerer.

Dann sackte ich doch weg – um irgendwann aufgeschreckt wieder zu erwachen.

Ich hatte etwas gehört!

Mit Herzklopfen blieb ich auf meinem Hotelbett liegen und versuchte darüber nachzudenken, was mich aus dem Schlaf gerissen hatte.

Ich kannte Situationen wie diese, sie waren mir nicht fremd. Und sie hatten auch mit meinem Unterbewußtsein zu tun, das auf seine Art und Weise gut entwickelt war und mich gewarnt hatte.

Wovor? Lauerte der Killer in der Nähe?

Ich wußte es nicht, richtete mich aber auf und beging dabei den Fehler, den rechten Fuß zu stark zu belasten. Der Schmerz war schon zu spüren, allerdings deutlich schwächer. Normal zu gehen, traute ich mich trotzdem nicht.

Das brauchte ich auch nicht, um auf die Uhr zu schauen. Nicht eben erschreckt, aber doch mit einem Stirnrunzeln stellte ich fest, daß die Tageswende bereits um zwanzig Minuten überschritten worden war und draußen tiefe Dunkelheit lag.

Durch das gekippte Fenster wehte die Kühle der Nacht in mein Zimmer. Ich fror ein wenig, was auch daran lag, daß ich geschlafen und sich der Kreislauf beruhigt hatte. Aber ich fühlte mich fit.

Deshalb stand ich auf.

Das rechte Bein belastete ich nur schwach, was auch einigermaßen klappte. Ich hätte den Verband natürlich erneuern können, was ich aber nicht wollte, denn dieses plötzliche Hochschrecken aus dem Schlaf war nicht normal gewesen. Das wußte ich aus Erfahrung und...

Ein rasselndes Geräusch ließ mich zusammenfahren. Im ersten Moment kam ich damit nicht zurecht, aber beim zweiten Rasseln wußte ich schon Bescheid.

Das Telefon hatte sich gemeldet. Ein alter Apparat, noch mit Wählkreis und Gabel.

Wer rief mich um diese Zeit an?

Ich dachte an einige Personen, unter anderem Suko oder Sir James, und ich war schon gespannt, als ich abhob und mich mit einem leisen »Ja« meldete.

Ich hörte das Lachen!

Das war er! Das war der Killer! Das mußte er einfach sein. Eis rollte in kleinen Kugeln meinen Rücken hinab. In diesem Augenblick hatte der Mörder alle Vorteile auf seiner Seite, und er konnte sich auch verdammt sicher sein.

Mit neutral klingender Stimme fragte ich: »Wer sind Sie?«

»Du suchst mich doch.«

»Sie sind der Mörder!«

»Ja!« zischelte die Stimme an mein Ohr. »Ich bin der Killer. Ich bin der Mörder, der Schlächter. Ritter, Blut und Teufel!« geiferte er, wobei ich mich mehr auf die Stimme konzentrierte als auf ihn. Leider hatte ich damit keinen Erfolg. Sie war mir nicht bekannt, zudem mußte er sie verstellt haben, durch was auch immer.

»Überrascht?«

»Bestimmt.«

»Du bist wenigstens ehrlich.«

»Sie sind es nicht. Zeigen Sie sich und...«

Sein Lachen stoppte meine Worte. »Nein, ich werde mich nicht zeigen, mein Lieber. Du hast mich schon gesehen. Ich wollte doch fragen, wie es deinem Fuß geht.«

Aha, das wußte er also auch. Kein Wunder, er hatte mich ja aus dem oberen Raum liegen sehen.

»Schlecht!«

»Wunderbar, Sinclair, wunderbar, du kleiner Supermann. Aber das ist vorbei. Du kannst mich nicht aufhalten. Ich habe schon wieder zugeschlagen, schon wieder, und du hast es wieder nicht verhindern können.«

Durch meine Adern flirrten zahlreiche Funken, als wollten sie alles in Brand stecken. Tatsächlich brannte ich innerlich. Zwischen Hand und Hörer hatte sich ein Schweißfilm gebildet, und der Kunststoff rutschte hin und her.

Er war mir nahe gewesen, oder er war noch nahe. Verflixt, ich dachte an mein plötzliches Erwachen, das sicherlich nicht grundlos erfolgt war. Da hatte ich etwas gehört. Ein fremdes Geräusch, und der Killer mußte es hinterlassen haben.

Er war im – Himmel, ich saß plötzlich auf einer heißen Herdplatte.

War er im Haus?

Ich wollte ihn fragen, aber die Verbindung war unterbrochen. Er hatte mich nur angerufen, um mich nervös zu machen. Auf der anderen Seite wußte er genau, daß ich nicht voll einsatzfähig war.

Konnte es sein, daß er auf mich wartete und mich deshalb aus meinem Zimmer locken wollte?

Davon ging ich nach einem kurzen Nachdenken sogar aus. Und ich wollte ihm auch nicht im Wege stehen und ihm den Gefallen tun. Wenn er sich hier im Hotel aufhielt, dann möglicherweise in der unteren Etage. Zudem hatte er von einem weiteren Opfer gesprochen...

Klar, daß mir sofort Edna Miller einfiel. Es war nur ein flüchtiger Gedanke, aber er setzte sich so tief in mir fest, daß mir der Schweiß ausbrach.

Die Jacke hatte ich ausgezogen, nun streifte ich sie mir wieder über. Sie war aus dunkelblauem Wildleder und paßte sich deshalb gut der Finsternis an. Meine Beretta trug ich am Körper.

Vor mir lag nicht nur der Weg zur Tür, dann der durch den Flur, sondern auch die Strecke, die mich über die Treppe hinweg nach unten führte. Und das mit meinem verstauchten Knöchel.

Ich schluckte meine Wut hinunter und humpelte los. Es war ein

Klacks, die Tür zu erreichen, für einen gesunden Menschen, versteht sich, ich aber hatte schon meine Mühe. Da ich nicht humpeln wollte, schleifte ich mit dem rechten Schuh über den Boden und trat nie länger durch einen verstärkten Druck auf.

So ließ es sich einigermaßen ertragen, und ich kam gut von der Stelle.

Die Tür ließ sich leicht öffnen. Sehr vorsichtig schob ich mich aus dem Zimmer. Die Millers vermieteten nicht viele Zimmer. Es waren nur insgesamt vier, die sich auf dieser Etage verteilten. Meines war das letzte im Gang.

Ich mußte ihn ganz durchgehen, um den Anfang der Treppe zu erreichen. Es war nicht völlig finster. Am Ende des Flurs strahlte eine kerzenartige Wandleuchte ihr Licht ab, das auch die ersten Stufen der Treppe berührte. Da blieb ich stehen und versuchte zunächst einmal, meinen Fuß zu vergessen. Ich schaute so weit hinunter wie möglich, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu entdecken.

Zum zweiten hörte ich auch kein Geräusch. Die Stille umgab mich tatsächlich wie eine dicke Bleischicht. Nichts durchbrach sie. Kein Geräusch, keine Stimme, sie blieb in diesem Haus, als hätte sie sich zwischen den Wänden festgefressen.

Vor mir lag das schwerste Stück Arbeit. Beim Hinabgehen konnte ich keine Stufe auslassen. Ich würde mich über die Stufen hinwegquälen und mich dabei am Geländer festklammern müssen.

Lieber wäre es mir gewesen, die Treppe nach unten schleichen zu können, das war leider nicht möglich, und so kämpfte ich mich vor.

Die Finger der linken Hand waren um das Geländer gekrallt wie die Klaue eines Vogels. Ich rutschte Stück für Stück und Stufe für Stufe weiter, belastete beinahe ausschließlich nur mein linkes Bein und hüpfte manchmal sogar weiter.

Der Killer hatte es besser als ich. Erstens konnte er sich lautlos bewegen, was ich leider nicht schaffte, und zweiten erwartete er mich und hatte sich deshalb die günstigste Position aussuchen können.

Wenn ich meine Chancen ausrechnete, so standen sie achtzig zu zwanzig gegen mich.

Trotzdem machte ich weiter. Ich kannte Situationen, in denen es schon schlimmer ausgesehen hatte.

Die Treppe schaffte ich.

Vor der ersten Stufe blieb ich stehen. Tiefes Durchatmen. Schweiß stand mir auf dem Gesicht. Eine Stille, die nur im Rhythmus meines Herzschlags unterbrochen wurde.

Ich wartete ab. Nichts war zu hören. Auch außerhalb des Hauses hatte sich die Ruhe der Nacht ausgebreitet.

Wo konnte sich der verfluchte Killer aufhalten?

Es gab eigentlich nicht viele Möglichkeiten. Mir fiel als erstes die



Gaststube ein. Um sie zu erreichen, mußte ich den Flur verlassen.

Dort lag der Gang, der auch zur Küche führte. Sie befand sich an der linken Seite. Einige Meter weiter waren die Toilettenräume für die Gäste. Die Millers selbst lebten in einem kleinen Anbau hinter dem Haus. Ihn konnten sie von der Theke her erreichen.

Ich wollte zunächst in der Gaststube nachschauen. Wieder rutschte und humpelte ich über den Boden, hinterließ zwangsläufig Geräusche und mußte enttäuscht feststellen, daß die Tür zum Gastraum abgeschlossen worden war und auch kein Schlüssel von außen steckte.

Das war schlecht.

Zu versuchen, die Tür aufzubrechen, hatte keinen Sinn. Ich mußte anders weiterkommen und zuerst einen Raum durchsuchen, dessen Tür nicht verschlossen war.

Der nächste war die Küche.

Ich drehte mich auf der Stelle – natürlich wieder vorsichtig – und dachte dabei an Edna Miller. Bisher hatte sich der Ritter nur Frauen geholt, und sie war die einzige Frau in diesem Haus. An weitere Gäste wollte ich nicht denken, ich hatte auch keine gesehen, so konzentrierte ich mich auf die Besitzerin, die ihr Reich in der Küche gehabt hatte.

Dieser Gedanke und zugleich der Anblick der Küchentür ließ in meinem Innern ein verdammt mieses Gefühl zurück. Mein Magen schien mit Stacheldraht umwickelt worden zu sein.

War diese Tür abgeschlossen?

Beinahe hoffte ich es, aber sie war es nicht. Ich konnte sie aufdrücken.

Sie schwang lautlos auf. Mein Blick fiel in den großen viereckigen Raum, in dem der Geruch des Essens noch immer nicht verschwunden war. Er hing zwischen den Wänden wie ein unsichtbarer Nebel, obwohl die Küche selbst aufgeräumt war. Das entdeckte ich trotz der Dunkelheit.

Die Fenster waren nicht durch Rollos verdeckt. Hinter ihnen lauerte die Nacht wie ein schwarzes Ungeheuer aus einem tiefen Krater.

Der Widerschein einiger Lampen erreichte zwar die Fenster, aber ihre Kraft war gering. Ich kannte die Küche von meinem ersten Besuch her. Ich wußte, daß sie nach dem Kochen stets wieder aufgeräumt wurde, deshalb runzelte ich die Stirn, als ich den auf dem Boden und vor dem Regal mit dem Geschirr liegenden Gegenstand sah, der zu dieser Ordnung einfach nicht passen wollte.

Ich ging hin.

Vorsichtig. Schaute immer wieder nach rechts und links. Manchmal zuckte der Schmerz auch durch mein Bein, und dann sah ich den Topf, der dort auf der Seite lag. Er war auf die rötlichen Bodenfliesen gefallen. Möglicherweise hatte mich das dabei entstehende Geräusch

sogar geweckt, da es von meinem Unterbewußtsein aufgefangen worden war.

Ich bückte mich nur ein wenig. Der Topf hatte sich nicht verändert. Er war nicht beschädigt, zeigte auch keine Schrammen, aber er gehörte nicht hierher.

Die in der Mitte stehenden Herde – sie bildeten zusammen ein Viereck - nahmen mir doch einen Teil der Sicht, so daß ich die Küche leider nicht ganz überblicken konnte.

An der breiten Seite der Öfen ging ich vorbei. Am äußeren Handlauf der Herde konnte ich mich recht gut abstützen.

Der Schock erwischte mich, als ich die Ecke zwischen Breit- und Schmalseite erreichte, denn genau da lag die Frau inmitten einer großen Blutlache.

Ich brauchte nicht ein zweites Mal hinzuschauen, um zu wissen, daß der Killer sein fünftes Opfer erwischt hatte.

Ausgerechnet Edna Miller!

Ich stand da, als hätte man mich festgenagelt. Plötzlich haßte ich diesen untoten Ritter oder wer sich auch immer hinter dieser Maske verbarg. Zum erstenmal hatte er seine Mordbandbreite erweitert, denn Edna Miller gehörte zu den Einheimischen und nicht zu den Touristinnen in Thetford.

Das gab dem Fall eine neue Dimension, denn nun konnte sich keine Frau in der Stadt mehr sicher fühlen.

Ich atmete scharf aus. Meine Augen brannten. In der Kehle lag plötzlich ein dicker Sandstreifen. Ich kam einfach über diese Untat nicht hinweg, denn dieser verfluchte Mörder hatte wieder nicht nur einmal zugestochen, sondern seinen inneren Haß an diesem wehrlosen Opfer ausgelassen.

In diesem Augenblick dachte ich daran, daß es gut gewesen wäre, einen Partner bei mir zu haben.

Edna Miller lebte hier nicht allein. Es gab noch einen Bruder, der sicherlich nicht ahnte, was mit seiner Schwester geschehen war.

Meine Aufgabe würde darin bestehen, ihm die Nachricht zu übermitteln, davor fürchtete ich mich schon jetzt.

Ein anderes Problem war akuter. Wo hielt sich der Killer verborgen? Am Telefon hatte er sich sehr überzeugt gezeigt. Er hatte mich noch unten gelockt. Er wußte über mich Bescheid. Er hatte meine Reaktion wirklich voraussehen können, und ich glaubte nicht daran, daß er es dabei bewenden ließ.

Ich stellte mich wieder aufrecht hin. Die Küche war zu einem Leichenhaus geworden. Die Kälte drang mir in die Knochen. Der Geruch des Essens vermischte sich mit dem des Blutes, der von den Kacheln aus in die Höhe stieg.

Dann drehte ich mich um.

Und ich sah den Ritter!

Mit gezogenem Schwert stand er in der offenen Tür, wo er auf mich gewartet hatte...

\*\*\*

Die Klinge war sogar mit Blut befleckt, was ihn aber nicht störte, denn er ging auf mich zu. Er war sich seiner Sache sicher. Das Visier und das Kettenhemd schützten ihn. Er konnte nicht erledigt werden.

Wirklich nicht?

Ich blieb kalt und zog die Beretta. Die Mündung richtete ich gegen ihn. Wenn er nicht blind war, und das war er sicherlich nicht, würde er sehen, in welche Gefahr er sich begab.

Schräg unter den Kopfbereich schoß ich die Kugel. Sie traf ihn in der Brust. Ich hörte trotz des Echos einen klirrenden Laut und erwartete, daß die Gestalt kippte, was leider nicht geschah, denn sie war nur für einen kurzen Augenblick irritiert, dann setzte sie ihren Weg fort. Die Kugel mußte in dem Kettenhemd steckengeblieben sein. Oder auch in dem leicht gewölbten Schutz, der noch über dem Kettenhemd hing.

Es war schon eine abstrakte Szenerie, daß ich in einer normalen Küche mit einem untoten Ritter kämpfte. Hätten wir uns auf einer Burg gegenübergestanden, wäre es normaler gewesen, so aber hatte ich sogar Mühe, die Realität zu begreifen.

Er ließ sich nicht aufhalten.

In der rechten Hand hielt er sein Schwert. Damit schlug er dicht über die Ofenplatten hinweg, als wollte er mich verscheuchen. Um mich zu treffen, war die Distanz zu groß.

Ich zielte wieder.

Der nächste Schuß.

Diesmal hatte ich höher gehalten, weil ich seinen Hals treffen wollte. Das gelang mir auch trotz der schlechten Sichtverhältnisse, aber mein geweihtes Silbergeschoß prallte von seinem Visier ab. Möglicherweise hatte sie das Material dort beschädigt, so genau wußte ich das alles nicht.

Er ging jedenfalls weiter.

Und er sprach dabei kein Wort. Er wollte sich nicht ablenken lassen. Die schmalen Augen ließen die Pupillen kaum erkennen. Auch von seinem Mund war nur wenig zu sehen. Bei jedem Schritt hinterließ er ein hart klingendes Klirren. Es lag einzig und allein an seiner Kleidung und nicht an seinen Schuhen, denn sie paßten eigentlich nicht zu einem Ritter. Sie bestanden nicht aus Metall, sondern aus Leder, zumindest hörte ich das harte Aufsetzen seiner Füße nicht.

Er konnte normal laufen, ich nicht.

Und ich mußte zurück, denn weitere Kugeln auf ihn zu feuern, war die reinste Munitionsverschwendung.

Wieder stach er zu. Diesmal direkt. Ich zuckte zurück, klammerte mich aber am Handlauf des Herds fest und drehte mich dann mit einem Bogen nach hinten um den Ofen herum. Ich blieb in seiner Nähe, weil ich mich daran festhalten konnte, und ich dachte auch trotz des Stresses an meinen verstauchten Fuß.

Auf dem Tisch stand eine Pfanne. Ich bekam ihren Stiel im Zurückweichen zu packen, und als der Ritter wieder zudrosch, schleuderte ich ihm die Pfanne entgegen.

Der dabei entstehende Gong hallte durch die Küche, als wollte er einen neuen Akt des Dramas einläuten.

Wie konnte ich ihn stoppen und weitere Untaten verhindern? Mit der Beretta war es nicht möglich. Vielleicht mit dem Kreuz?

Es würde mir schwerfallen, so dicht an in heranzukommen, um ihn berühren zu können, aber durch die Sehschlitze des Visiers konnte er alles verfolgen. Er würde auch das Kreuz sehen können.

Ich wußte genau, wie empfindlich Dämonen und auch Menschen, die unter einem dämonischen Druck standen, darauf reagierten.

Schon der Anblick des Kreuzes – meines war zudem geweiht – konnte sie aus dem Konzept bringen.

Noch stand mir eine gewisse Zeit zur Verfügung. So rasch wie möglich holte ich es hervor. Der schimmernde Reflex war sicherlich von dem Ritter Wahrgenommen worden, und er sah es auch, als ich es ihm entgegenstreckte, wobei ich mir plötzlich – ich wußte auch nicht weshalb – ein wenig lächerlich vorkam.

Keine Erwärmung.

Kein Zurückweichen der Gestalt!

Ich war wie vernagelt. Das hatte ich noch nie erlebt. Ließ mich das Kreuz im Stich?

Ich mußte zurück, weil er vorging. Aber ich hielt ihm meinen Talisman weiterhin entgegengestreckt, so daß er einfach nicht daran vorbeischauchen konnte.

Allmählich wurde es für mich brenzlig. Er kam weiter vor, schlug wieder zu und zwang mich deshalb zu einem schnellen Zurückweichen. Es bekam mir nicht gut, da ich mit dem falschen Fuß zuerst aufgetreten war. Wütend wühlte sich die Schmerzwelle durch mein rechtes Bein und zwang mich zu einer Grimasse.

Das Schwert kratzte über die Ofenplatte hinweg, wo es helle Spuren hinterließ.

Er ging weiter.

Meine Gedanken jagten sich. Ich dachte in eine bestimmte Richtung, und die wiederum hatte mit einer Niederlage zu tun. Wäre er schneller gewesen, hätte er mich schon längst erwischen können.

Aber die schwere Kleidung behinderte den Ritter.

Um den Herd herum bewegte ich mich wieder auf die Tür zu. Sie

stand offen und war der Fluchtweg. Auf dem Ofen stand noch eine Schale mit einem langen Griff. Ich stieß mit dem angewinkelten Arm dagegen. Die Schale hätte sich drehen müssen, wäre sie leer gewesen, aber sie war es nicht. Ein kurzer Blick reichte aus. Noch über die Hälfte hinweg war sie mit einer weißen Flüssigkeit gefüllt. Wahrscheinlich irgendeine Soße, aber die Idee zündete in meinem Kopf.

Auch wenn es aussah wie Action in einem Stummfilm, sah ich trotzdem keine andere Möglichkeit. Ich riß die Schale hoch, drehte sie und schleuderte den Inhalt auf den helmbesetzten Kopf des Ritters zu.

Plötzlich hatte der Helm einen weißen »Anstrich« bekommen. Das Soßenzeug rann an dem Metall nach unten und verstopfte die Augenschlitze und Atemlöcher.

Der Ritter schien »blind« zu sein.

Jetzt konnte ich es riskieren. Er stand neben dem Ofen. Dabei fuchtelte er mit seinem Schwert herum. Die Klinge zerschnitt die Luft wie ein zuckender Blitz.

Ich wurde nicht erwischt, da ich mich noch zu weit entfernt von ihm befand. Aber ich hatte mir inzwischen eines dieser schmalen Messer geschnappt. Es war die einzige Chance. Die Augenschlitze waren breit genug, um die Klinge dort hineinzustoßen.

Noch war sie zu weit entfernt.

Aber er kam näher, obwohl der Ritter seine Schwierigkeiten hatte.

Er schüttelte den Kopf, wollte die dort klebende Soße loswerden. Im Moment dachte er nicht an mich.

Und ich dachte nicht mehr an meinen rechten Fuß.

Ein Fehler, denn der reißende Schmerz verkürzte meinen Sprung.

Trotzdem erwischte ich die Vorderseite des Helms. Leider ein wenig tief, aber die Spitze des Messers kratzte an dem Metall in die Höhe.

Sie erreichte auch die Sehschlitze, nur drang sie dort nicht ein, sondern verkantete sich noch. Ich mußte fürchten, daß sie abbrach, aber sie hielt zum Glück.

Vor mir riß der Ritter seine Waffe hoch.

Ich tauchte ab.

Es war wirklich ein blitzartiges Weghuschen. Plötzlich lag ich auf dem kalten Boden, und die Klinge hieb schräg über mich hinweg und prallte mit einem singenden Geräusch gegen die Seite des Ofens. Ich war bereits aus der Reichweite des Ritters gekrochen, wäre normalerweise locker auf die eigenen Beine gekommen, aber nicht mit dem verletzten rechten Fuß. Da blieb ich irgendwie hängen und hatte meine Schwierigkeiten, mich wieder hinzustellen.

Der Ritter ging weg.

Es sah nicht nur aus wie eine Flucht, es war vielleicht auch eine. Er nahm zwar den Weg zur Tür, aber besonders gut sehen konnte er

nicht, denn er lief noch gegen die seitliche Verkleidung. Die Soße mußte durch die Schlitzte in seine Augen gedrungen sein.

Ich stand auch wieder. Hörte mich keuchen und zugleich fluchen.

Das Brennen in meinem rechten Fuß wollte nicht aufhören. So konnte ich den Mörder nicht verfolgen, und das wußte er auch.

Als die Schwelle direkt vor ihm lag, drehte er sich noch einmal locker um.

Er winkte nicht, aber er drohte mir mit seiner Klinge. Es würde noch zu einer dritten Begegnung kommen, das wußten wir beide, und da wollte ich stärker sein.

Dann lief er endgültig davon.

Zurück blieben eine tote Frau und ich...

\*\*\*

Eine halbe Stunde später sah alles anders aus. Da hatte ich die örtlichen Kollegen aus den Betten geholt, die schon nach dem ersten Mord eine Sonderkommission gebildet hatten. Sie allerdings war später aufgelöst worden, doch jetzt standen sie wieder zusammen.

Ich war dabei, einen Bericht abzugeben, den ein magerer Jüngling mit langen, fusseligen, braunen Haaren mitstenographierte.

Wäre ich ein einfacher Zeuge und kein Polizist gewesen, hätte man mir wohl kaum Glauben geschenkt, so aber lagen die Dinge anders, obwohl Zweifel bei den Kollegen blieben.

Aber es gab die Tote, und die war leider über jede Zweifel erhaben. Und jeder konnte sehen, wie grausam, sie ermordet worden war, denn im kalten Licht der Scheinwerfer wirkte sie noch schrecklicher.

Ich hatte mich auf einen Hocker gesetzt und mein rechtes Bein ausgestreckt. Der Bruder der Toten wußte noch nichts von dem Unheil. Er war auch nicht in seinem Zimmer gewesen. Im ganzen Haus hatte man ihn nicht gefunden, und so gingen wir davon aus, daß er woanders übernachtete. Vielleicht sogar in einem anderen Ort, wo er angeblich eine Freundin hatte, zu der er des öfteren fuhr.

Keiner der Beamten kannte deren Namen. Dafür hatte es sich tatsächlich herumgesprochen, was in dieser frühen Morgenstunde geschehen war. Jemand mußte die Polizeiwagen vor dem Hotel gesehen haben und hatte die richtigen Schlüsse gezogen. Jedenfalls waren zahlreiche Bewohner aufgestanden, hielten sich trotz der Kühle im Freien auf, sprachen über die Tat, über sich und auch über ihre Angst, die sich nach diesem fünften Mord noch weiter steigern würde.

Ich ärgerte mich natürlich, daß ich den letzten Mord nicht hatte verhindern, können, aber daran war nun nichts mehr zu ändern.

Daß die Kollegen schadenfroh gewesen wären, wollte ich nicht behaupten, aber ihre Blicke gaben mir schon zu verstehen, daß auch ich nur mit Wasser kochte, was im Endeffekt ja stimmte.

»Und Sie haben nichts gesehen, Mr. Sinclair?«

Ich schaute den Chef der Truppe an, der vor meinem Hocker stand.  
»Nein, ich habe ihn nicht erkannt, wenn Sie das meinen. Und deshalb kann ich auch keinen Verdacht aussprechen.«

»Das ist wie bei den anderen vier Opfern«, murmelte der Mann, der sich als Elton Quinn vorgestellt hatte.

»Nicht ganz, Kollege.«

»Wieso nicht?«

»Weil Edna Miller keine Touristin war, verstehen Sie? Eine Einheimische. Zum erstenmal hat es eine Einheimische erwischt, und das wiederum wundert mich.«

»Mich ebenfalls.«

Ich dachte laut weiter nach. »Warum hat er das getan? Es muß ein Motiv für seinen Wandel gegeben haben. Zudem frage ich mich, warum er auch nur Frauen tötet.«

»Weil ihm die Männer zu stark sind?«

»Nein, Mr. Quinn, das kann es nicht sein.«

»Dann weiß ich auch nicht mehr weiter.«

Ich blieb hart. »Es gibt aber ein Motiv. Nichts geschieht ohne, auch wenn wir diese Motive für dererlei Untaten nie richtig fassen und begreifen können. Aber ich gehe davon aus, daß dieser Mörder es nicht grundlos getan hat.«

»Ich könnte da nicht mithalten«, sagte er.

»Weiß ich.«

»Sie sind doch Spezialist. Kennen sich aus in okkulten Dingen. Haben Sie denn den Eindruck gehabt, es hier mit einem Geist oder Zombie zu tun gehabt zu haben?«

Er erhielt von mir eine ehrliche Antwort. »Nein, das habe ich nicht, Mr. Quinn.«

»Bitte?« keuchte der Mann, dessen Haar beinahe so rot war wie eine Flamme. »Das überrascht mich. Da bin ich ja«, er schnappte nach Luft, »sogar leicht enttäuscht.«

»Das brauchen Sie nicht zu sein. Wer immer diese Taten begangen hat, er muß gestellt werden. Da spielt es keine Rolle, ob er ein Mensch oder ein schwarzmagisches Geschöpf ist.«

Der Kollege stieß die Luft mit einem leisen Pfeifen aus.

»Schwarzmagisches Geschöpf, sagten Sie? Daran habe ich auch schon gedacht, aber wenn Sie sich jetzt gedreht haben und andere Gedanken verfolgen, wundert mich das schon.«

»Sicher, aber ich kann nur nichts daran ändern.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Gefühl – Intuition.« Ich hob die Schultern. »Nennen Sie es, wie Sie es wollen.« Ob er mir glaubte, war mir egal. Die wahren Folgen wollte ich ihm nicht nennen. Da mußte ich zunächst in Ruhe nachdenken,

und zwar allein und nicht im Kreise der Kollegen.

Elton Quinn überlegte. Weiter kam er nicht. Sicherheitshalber hatte er einige seiner Mitarbeiter losgeschickt, um die Umgebung abzusuchen, aber dieser Ritter war bisher noch nicht gefunden worden.

Dann sprach er mich auf meinen Fuß an. »Sind Sie verletzt, Mr. Sinclair? Sie halten Ihr Bein so steif.«

Die Frage kam mir sehr gelegen. »Ja, ich habe mir zu allem Überfluß noch den rechten Fußknöchel verstaucht. Es ist nicht gut, wenn ich hier sitze. Ich müßte eigentlich nach oben in mein Zimmer gehen und den Fuß hochlegen.«

»Tun Sie das. Was hindert Sie daran?« Er schaute noch einmal hin und sagte: »Ehrlich gesagt, ich hätte nicht in Ihrer Haut stecken wollen. Mit einem verstauchten Fuß gegen einen bewaffneten Killer zu kämpfen, ist nicht jedermanns Sache.«

»Sie haben es erfaßt, Kollege. Manchmal ist das Glück auch auf meiner Seite.«

Er half mir vom Stuhl hoch und brachte mich auch die Treppe hoch. Dabei erfuhr ich, daß er sich um Don Miller kümmern wollte, um ihm die Nachricht zu überbringen. »Ich lasse einen Beamten als Wache hier unten.«

»Nehmen Sie ruhig zwei.«

Er drückte seinen Körper zurück. »Wie kommen Sie denn darauf? Denken Sie, daß der Mörder noch einmal zurückkehrt?«

»Nein, aber einer kann immer wach bleiben.«

»Ich werde es mir überlegen. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Mr. Sinclair?«

»Nur beten, daß wir den Unhold fangen. Einen sechsten Mord möchte ich nicht haben.«

»Der erste war bereits zuviel«, erklärte Quinn und ließ mich stehen.

Ich schloß die Tür auf und humpelte in mein Zimmer. Bis zum Fenster ging ich durch. Vor dem Haus hielten sich noch immer die Neugierigen auf. Ich wollte ihre Stimmen nicht hören und schloß das Fenster deshalb. Dann warf ich noch einen Blick auf das in der Nähe liegende Museum.

Ich wurde einfach das Gefühl nicht los, daß sich alles auf dieses Haus konzentrierte. Nur dort konnte ich das Geheimnis des mordenden Ritters lösen, aber wie?

Ich humpelte zurück zum Bett und kippte Tinktur auf ein frisches Tuch. Das letzte Erbe einer sehr freundlichen und besorgten Frau, die jetzt tot in ihrem eigenen Blut lag.

Mich durchfuhr eine heiße Woge, als ich daran dachte. Aber es gab kein Zurück. Es stimmte leider, da konnte ich die Dinge drehen und wenden, wie ich wollte.



Die frische Tinktur tat meinem malträtierten Knöchel gut. Er hatte in der letzten Zeit zuviel aushalten müssen, und jetzt wollte ich ihm bis zum Morgen Ruhe gönnen.

Ob ich sie fand, stand in den Sternen.

Die Jacke zog ich aus, legte auch die Waffe ab und ließ mich nach hinten fallen.

Da ratterte wieder das Telefon los. Diesmal war ich schneller und riß den Hörer an mich. Ich wußte sofort, wer da etwas von mir wollte. Meinen Namen ließ mich der Anrufer erst gar nicht nennen. Die Stimme bestand wieder nur aus einem bösen Zischeln, und es lag auch eine gewisse Wut als Unterton darin. »Diesmal bist du mir entkommen, Sinclair. Sogar ein zweites Mal. Doch jetzt hat dich das Glück verlassen, und das habe ich beschlossen.«

»Tatsächlich?«

»Ja!«

»Wann treffen wir uns denn wieder?«

»Es wird sich schon ergeben. Und noch eins: Die Miller hat es verdient gehabt. Wie alle anderen, verstehst du? Ich habe sie gekillt, weil sie es verdienten...«

Es war sein letztes Wort. Danach hörte ich nichts mehr, aber die kleine Rede hatte mich schon nachdenklich werden lassen. Diesmal konnte ich mich auf den Rücken legen, was meinem Bein guttat.

Den Schmerz spürte ich so gut wie nicht, nur ein Pochen war zurückgeblieben.

Ich konzentrierte mich auf den Ritter. Zum wiederholten Male stellte ich mir die Frage, wer sich hinter der Rüstung versteckte.

Teufelsdiener, wie vor einiger Zeit im Schwarzwald?

Nein, daran glaubte ich nicht.

Noch einmal erinnerte ich mich daran, wie ich ihm das Kreuz gezeigt hatte. Er war davon unbeeindruckt gewesen, und das Kreuz selbst hatte nicht reagiert. Kein Wärmestoß – kein Funkeln – nichts.

Also doch kein Dämon.

Ein Psychopath!

Wie von selbst krauste sich meine Stirn, als ich diese Überlegung weiterführte. Es war durchaus möglich, denn ich dachte an die Worte seines letzten Anrufs.

Dieser Kerl schien die Frauen zu hassen. Aus welche Gründen auch immer. Jedenfalls haßte er sie. Und deshalb brachte er sie um.

So einfach war das oder so kompliziert, denn hinter diese seelische Abgründe zu gelangen, war gar nicht so einfach. Das war die Aufgabe der Psychologen, die kannten sich damit aus. Wenn meine Überlegungen stimmten, jagte ich einen Verbrecher, kein dämonisches oder schwarzmagisches Geschöpf, wie es sonst immer der Fall gewesen war.

Mir fiel ein, daß ich den Termin mit der Lehrerin Belinda Moore vergessen hatte. Nur weil ich mir den Fuß verstaucht hatte. Ich wollte es am nächsten Tag nachholen.

Und dann versuchte ich tatsächlich, wieder einzuschlafen. Es gelang mir nicht, denn immer wieder schreckte ich hoch und hatte das Gefühl, auf den Helm des killenden Ritters zu starren. Außerdem tat mir der rechte Fußknöchel weh.

\*\*\*

Gegen sieben Uhr war ich schon wieder auf den Beinen oder auf dem Bein, denn richtig auftreten konnte ich nicht. Zwar war die Schwellung stark zurückgegangen, dank Edna Millers Medizin, aber ich würde mich weiterhin vorsichtig bewegen müssen.

Es war schon seltsam, sich als einziger Gast in einem ansonsten leeren Hotel zu bewegen, denn auch Don Miller war noch nicht zurückgekehrt. Zum Glück war die Eingangstür nicht abgeschlossen.

Ich konnte ins Freie gelangen.

Die Sonne hielt sich hinter Wolken versteckt. Der Tag sah sehr trübe aus und würde sicherlich auch so bleiben. Ich hatte Belinda Moore bereits angerufen und mit ihr ein Treffen in einem nahen Café verabredet, nur wenige Schritte vom Museum entfernt. Ihr Unterricht begann erst zwei Stunden später, so konnte ich noch im Café frühstücken, denn Hunger verspürte ich schon.

Miller's Inn wurde noch immer bewacht. Da lösten sich die Polizisten im 2-Stunden-Rhythmus ab. Immer wieder blieben auch jetzt Menschen stehen, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Ich humpelte zwar noch immer, aber nicht mehr so stark. Das kleine Café hatte bereits geöffnet. Einen Gast sah ich nicht, ich war der einzige im Moment. Aber Belinda Moore würde sicherlich bald kommen. Ich nahm an einem Tisch, nicht weit vom Eingang entfernt, Platz. Er und die Stühle waren aus Rohr gefertigt worden, das einen grünen Anstrich bekommen hatte.

Auch die Glasplatte auf dem runden Tisch schimmerte leicht grünlich.

Kaffee und ein Sandwich reichten mir; es war frisch und mit Putenfleisch belegt, bei dem sogar die Soße schmeckte. Sie klebte zwischen dem Fleisch und den Salatblättern.

Den Kaffee konnte man auch trinken. Während ich aß und manchmal einen Schluck aus der Tasse nahm, fiel mein Blick durch das tief nach unten gezogene Fenster nach draußen. Ich beobachtete die Menschen, von denen keiner glücklich aussah.

Dieser verdammte Mordfluch hing wie ein schwarzer, böartiger Schatten über Thetford.

Dann kam Belinda Moore. Das mußte sie einfach sein. Sie trug Jeans,

einen dünnen, blauen Pullover und darüber eine lange Strickjacke mit einem Quermuster aus dunklen Farben. Das braunschwarze Haar hatte sie einfach nach hinten gekämmt. Im Nacken bildete es einen Pferdeschwanz. Einige Strähnen hingen nach vorn in die Stirn.

Ich war nicht aufgestanden, als sie an meinen Tisch trat, und nannte einen triftigen Grund als Entschuldigung.

»Das macht doch nichts, Mr. Sinclair.« Sie holte eine Brille aus der Tasche und setzte sie auf. Ihr Gesicht war ziemlich blaß. Sie erinnerte mich an einen weiblichen Spät-Hippie.

Belinda bestellte Kaffee und sagte dann: »Es hat sich schon bis zu mir herumgesprochen, was geschehen ist.« Sie schüttelte den Kopf.

»Furchtbar ist das, gauenvoll. Mir fehlen einfach die Worte, um so etwas zu beschreiben.«

Der Kaffee wurde serviert. Sie trank zwei, drei Schlucke und starrte ins Leere. »Dabei sind Sie doch gekommen, um den Mörder dingfest zu machen.«

»Ist alles richtig...«

»Aber?« Sie ließ die Tasse sinken.

»Ich bin praktisch erst einen Tag hier in Thetford. Da kann ich noch keine Wunder vollbringen.«

»Ja, das stimmt«, gab sie zu. »Zudem haben sie sich noch den Fuß verstaucht, wie Sie mir sagten. Deshalb fiel auch unser Termin gestern flach. Aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen bei der Suche nach dem Mörder helfen kann. Ich bin nur eine kleine Lehrerin und...«

»Das ist der Grund!«

»Ach – mein Beruf?«

»Ja.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Deshalb sitzen Sie hier, Miß Moore.« Ich trank meine Tasse leer und beugte mich vor. »Ich glaube schon, daß Sie viele Menschen hier in Thetford kennen...«

»Oh, da irren Sie sich. Zwar kenne ich durch meinen Beruf einige der Bewohner, aber das ist doch begrenzt. Ich kenne eigentlich nur diejenigen, die hier in der Nähe leben. Alles andere müssen Sie vergessen, denn zu meiner Schule gehört nur der Altstadt-Bereich.«

»Okay, dann konzentrieren wir uns auf diejenigen, die hier ungefähr wohnen.«

»Jetzt bin ich aber gespannt, Mr. Sinclair.« Sie beugte sich vor. Ihre Pupillen hatten sogar einen anderen Glanz bekommen.

»Es ist nicht weiter tragisch«, sagte ich. »Aber ich möchte, daß das, was wir hier bereden, unter uns bleibt.«

Sie nickte mir zweimal zu. »Versprochen.«

»Ich habe mit dem Mörder gesprochen!« sagte ich.

Dieser schlichte Satz hatte sie überrascht. Belinda Moore zeigte sich

irritiert. Sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollten, blickte an mir vorbei, dann auf ihre Hände, und schließlich konzentrierte sie den Blick wieder auf mich. »Das kann ich nicht glauben.«

»Ist sogar nachvollziehbar. Aber es stimmt wirklich. Ich habe mit dem Frauenmörder gesprochen.«

»Wie denn und wo?«

»Er rief mich im Hotel an.«

»Ah. Vor der Tat?« flüsterte sie.

»Stimmt. Ich konnte den Mord leider nicht verhindern. Möglicherweise hatte er ihn schon begangen. Er hat mich aus meinem Zimmer nach unten gelockt, wo ich die tote Edna Miller in der Küche fand. Sie lag dort in ihrem Blut. Es war ein schlimmer Anblick, das können Sie mir glauben. Aber auch der Killer selbst erschien. Versteckt in dieser Rüstung, die aus dem Museum verschwunden ist. Ich habe nicht sehen können, welches Gesicht sich unter dem Helm verbarg. Tut mir leid.«

»Ja«, murmelte Belinda nach einer Weile, »das verstehe ich sehr gut - wirklich.« Sie nickte. »Aber Sie haben doch die Stimme gehört, sagten Sie mir.«

»Richtig.«

»Haben Sie die Stimme nicht erkannt?«

»Nein, das habe ich nicht. Er hat sie verzerrt oder entstellt. Ich weiß nicht mal, ob er ein Einheimischer ist oder ein Fremder. Aber er hat Probleme mit Frauen.«

Belinda Moore schüttelte den Kopf. »Das hat er Ihnen erzählt? Faßte er soviel Vertrauen zu Ihnen?«

»Ja. Vielleicht wollte er auch nur seinen Druck loswerden. Jedenfalls redete er von diesen Problemen. Und jetzt komme ich zum eigentlichen Grund unseres Treffens hier. Ich kann mich natürlich irren, aber es ist eine Chance. Sie kennen diesen Ort hier, lehren an der Schule. Ist Ihnen ein Mann bekannt, der Probleme mit Frauen hat und dies schon öffentlich äußert? Wissen Sie darüber Bescheid?«

Die Lehrerin schaute mich an, als hätte ich etwas Unmoralisches von ihr verlangt. Sie mußte sich erst sammeln, bevor sie reden konnte. »Ich soll die Probleme anderer kennen? Nein – oder doch. Ich kenne die Sorgen und Nöte meiner Schüler, aber nicht deren Eltern oder fremder Erwachsener. Nein, Mr. Sinclair, so gern ich Ihnen auch helfen würde, da sind Sie bei mir an der falschen Adresse.«

»Schade«, gab ich zu.

»Daran kann ich nichts ändern. Ich kümmere mich nicht um die privaten Belange der Menschen. Dazu habe ich auch nicht das Recht. Ich habe nie daran gedacht, sie auszufragen.«

»So habe ich das nicht gemeint, Miß Moore. Ich dachte daran, daß Sie vieles hören und deshalb auch mitbekommen haben, daß jemand

mit Frauen nicht zurechtkommt und sie sogar haßt.«

»Wenn das stimmt, würde er es offen nicht zugeben. Oder wie sehen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Ich kann es nicht von der Hand weisen.«

»Und weiter?«

»Das war alles.«

Belinda Moore war überrascht. »Ich habe schon gedacht, ich sollte verhört werden.« Sie lachte unmotiviert. »Aber der Killer ist ja ein Mann.«

»Ganz sicher.«

Die Lehrerin warf einen Blick auf die Uhr. »Dann werde ich mich auf den Weg zur Schule machen. Zu einem vernünftigen Unterricht wird es kaum kommen. Das war die fünfte Untat, und da wird es bestimmt nur ein Thema geben.«

»Auch bei den Kindern?«

»Klar, Mr. Sinclair, gerade bei ihnen. Sie glauben gar nicht, wie neugierig die Jungen und Mädchen sind. Und was sie alles erfahren. Schließlich wachsen sie in einer Kommunikations- und Mediengesellschaft auf. Die haben ihre Augen und Ohren überall.« Belinda hob die Schultern. »Schade, daß ich so unergiebig für Sie gewesen bin.«

»Man kann eben nicht immer Glück haben.«

»Haben Sie denn bisher Glück gehabt?«

»Ja und nein. Im allgemeinen schon, in diesem speziellen Fall leider noch nicht.«

»Wollen Sie denn aufgeben?«

»Nein, das auf keinen Fall. Dieser Killer steht auf meiner Liste. Es ist inzwischen auch eine persönliche Sache zwischen ihm und mir. Wenn es sein muß, bleibe ich Monate hier hocken, um ihn zu stellen. Ich will ihn haben, verstehen Sie?«

»Ja«, flüsterte mir Belinda über den Tisch zu. »Das kann ich verstehen.« Sie wollte die Bedienung heranwinken, um ihren Kaffee zu zahlen, doch ich winkte ab.

»Lassen Sie mal, das übernehme ich schon.«

»Danke.«

Wir erhoben uns zugleich. Ich paßte auf, mein Gewicht nicht zu stark auf den rechten Fuß zu verlagern, was auch klappte. Wir verabschiedeten uns durch einen Händedruck, und Belinda sagte nur:

»Holen Sie diese Bestie, Mr. Sinclair.«

»Ich erwische ihn. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Das können wir alle nur hoffen.« Sie packte ihre Tasche und huschte aus dem Café.

Ich setzte mich wieder, streckte das rechte Bein aus und betrachtete meinen Fuß. Die Schwellung war weiter zurückgegangen und sie

schmerzte kaum noch.

Meine Stimmung hatte sich nicht eben gebessert. Ich schaute durch die Scheibe in den trüben Tag. Die Sonne ließ sich hinter den Wolken nicht blicken. Wie graue Schwämme lagen sie am Himmel.

Deshalb war auch dieser Teil der Stadt recht düster.

Ich zahlte die Rechnung, gab noch ein Trinkgeld und verließ das Café. Langsam ging ich zum Hotel hoch und grübelte auf dem Weg darüber nach, wie es weitergehen sollte.

Einen Plan hatte ich nicht. Es war wie so oft bei einem Polizeibeamten. Man konnte nur reagieren. Für den fünffachen Frauenmörder war das Töten zu einem Spiel geworden. Oder zu einem Duell zwischen ihm und mir.

Wir würden wieder aufeinander treffen, das stand fest. Doch ein drittes Mal sollte er mir nicht entkommen. Gern hätte ich den Zeitpunkt des Zusammentreffens bestimmt, was schlecht möglich war.

Es sei denn, ich stellte ihm eine Falle und lockte ihn zu mir. Aber wohin?

Die Idee kam, wie so oft, blitzartig. Gab es einen besseren Ort, als das Museum?

Ja, sehr gut, lobte ich mich selbst. Wahrscheinlich wurde ich von ihm beobachtet, ohne es überhaupt zu merken. Da war das Museum der richtige Ort. Er würde sicherlich sehr schnell festgestellt haben, wohin in mich gewendet hatte.

Dort konnte ich auf ihn warten. Tief in meinem Innern breitete sich die Überzeugung aus, daß ich ihn sogar schon gesehen hatte.

Ich kannte ihn womöglich.

Egal, es hatte keinen Sinn, daß ich mir schon jetzt den Kopf darüber zerbrach. Die Zukunft würde es erweisen und...

Meine Gedanken brachen ab, da mein Blick auf den Eingang des Hotels gefallen war, wo ein neuer Gast stand, der soeben eine Reisetasche abstellte.

Der Gast war eine Frau.

Narrten mich meine Sinne, oder erlebte ich eine Halluzination, denn diese Frau kannte ich verflucht gut.

Es war Jane Collins.

Sie drehte sich nach rechts, als hätte mein Gedankenstrom sie erwischt. Wir schauten uns an. Sie sah mein erstauntes Gesicht, und dann hörte ich nur noch ihr Lachen...

\*\*\*

Das allerdings war ihr eine Viertelstunde später vergangen, nachdem ich sie mit knappen Worten in den Fall eingeweiht hatte. Wir saßen in dem Gastraum zusammen mit den beiden Polizisten, tranken Tee, den Jane zubereitet hatte, denn eine Bedienung gab es unter diesen

schrecklichen Umständen nicht, und ich hatte auch erfahren, was die Detektivin in diese Gegend verschlagen hatte.

»Das ist wirklich ein Zufall.«

»Und wie«, sagte sie. »Zudem brauchst du Unterstützung. Erstens gegen den Mörder, und zweitens sieht es nicht gut aus mit deinem Fuß. Er behindert dich schon.«

»Es geht schon besser.«

»Das glaube ich dir. Doch optimal bewegen kannst du ihn nicht.«

»Richtig.«

»Da ist es gut, wenn dir jemand zur Seite steht.«

Ich lächelte. »Du glaubst gar nicht, wie froh ich darüber bin. Da kann ich mir nämlich den Anruf nach London sparen. Ich hatte schon vorgehabt, Suko herzuholen.«

Jane nickte mir zu. »Wir kriegen ihn.«

»Das hoffe ich auch.«

»Mal eine andere Frage«, sagte sie. »Wie hast du dir das vorgestellt? Gibt es da schon einen Plan?«

Ich erläuterte ihr, was ich mir ausgedacht hatte, und daß bei meinem Plan das Museum eine wichtige Rolle spielte. Ihre Augen blitzten plötzlich, der Mund zeigte ein Lächeln, dann schnippte Jane mit den Fingern. »Das ist super.«

»Erst mal abwarten.«

»Doch, der Killer wird kommen. Er muß kommen, John. Du bist sein Feind. Er hat dich zweimal nicht erwischen können, das wird ihn geärgert haben. Aber er wird nicht aufgeben und immer wieder von neuem damit beginnen. Daran glaube ich fest.«

Ich räusperte mich. »Es wäre schon ideal, denke ich. Aber ich habe da so meine Probleme. Eigentlich hätte er mich ja töten können, denn ich war ihm unterlegen. Mit den Kugeln erreichte ich nichts, obwohl ich ihn getroffen habe. Das Kreuz zeigte ebenfalls keine Wirkung, obgleich er es gesehen haben mußte...«

»Es irritierte ihn also nicht.«

»So ist es, Jane. Aber auch das Kreuz selbst reagierte nicht, als ich es ihm entgegenhielt. Keine Erwärmung, und das hat mich überrascht. Ich bin damit zuerst nicht zurechtgekommen, bis ich mir eingestehen mußte, daß dieser Killer...«

»Ein normaler Mensch ist!« vollendete Jane.

»Genau das.«

Für einen Moment schwieg sie. »Das hatten wir ja lange nicht mehr«, gab sie zu.

»Kann man wohl sagen.«

»Wobei es im Endeffekt keine Rolle spielt. Auch für mich nicht. Dieser Gordon Francis will nur, daß ich den Tod seiner Tochter aufkläre. Er möchte einen Mörder haben, denn auch er hat erfahren,

daß die Untersuchungen eingestellt wurden.«

»Klar, die offiziellen.«

»Du hast weitergemacht.«

Ich nickte. »Das schon, aber ich bin leider zu keinem Ergebnis gekommen. Er ist noch frei.«

»Was wir ändern werden.«

Ich kannte Jane, und ich wußte, daß sie etwas Bestimmtes vorhatte, wenn sie so sprach. »Los, sag schon, was Sache ist. Rück raus mit der Sprache oder deinem Vorschlag.«

Sie rieb über ihre Augen, als wollte sie eine bestimmte Müdigkeit vertreiben, die sicherlich vorhanden war, denn sie hatte eine lange Fahrt hinter sich. »Paß auf«, sagte sie dann, »es ist doch ganz einfach. Nicht nur du wirst dem Museum einen Besuch abstatten, auch ich werde dort sein und auf den Killer warten. Der eine wartet oben, der andere vielleicht unten. Ist das eine Sache?«

»Hört sich gut an, aber...«

»He!« zischte sie. »Kein Aber. Ich will auch von dir nicht hören, daß es für mich gefährlich werden kann, wir ziehen das gemeinsam durch. Im Gegensatz zu dir kann ich mich noch gut bewegen. Ich denke, daß man das Museum geschlossen hat, aber es sollte kein Problem sein, dort hineinzugelangen, denke ich.«

»Ich besitze einen Schlüssel.«

»Noch besser.« Sie trommelte mit den Fingerkuppen auf der Tischplatte. »Wie machen wir es? Wie gehen wir vor?«

»Getrennt.«

»Was heißt das genau?«

»Ich werde das Museum als erster betreten. Später kannst du nachkommen.«

Jane Collins überlegte und schob dabei die Unterlippe vor. »Hört sich ganz gut an.«

»Und du siehst gut aus«, sagte ich ihr.

»O danke.«

Der müde Schimmer um die Augen herum war verflogen. Sie hatte sich wieder erholt. Zu den beigefarbenen Jeans trug Jane einen dunklen, dünnen Pulli und darüber eine ebenfalls dünne, weit geschnittene braune Wildlederjacke, die bis über die Hüften reichte.

Das blonde Haar hatte sie in der letzten Zeit wieder wachsen lassen, es an der linken Seite hinter das Ohr gekämmt, wo es durch eine Spange gehalten wurde. Sie bestand aus braunem Horn und war mit Straßschmuck besetzt.

»Wann ziehen wir es durch, John?«

»Wir können gleich anfangen.«

»Okay, dann gehst du vor, schließt die Tür nicht ab, so daß ich in einer halben Stunde nachkommen kann.«



»Klar.«

Wir standen beide auf. Jane schaute natürlich auf meinen rechten Knöchel. Sie wollte sehen, ob ich noch humpelte. Das war in der Tat der Fall. Zwar nicht mehr so schlimm wie am Tag zuvor, aber ich hütete mich davor, den malträtierten Fuß voll zu belasten. So kam ich nur langsam voran.

Ich trat ins Freie. Jane blieb zurück. Die beiden Polizisten hockten noch immer zusammen. Sie hatten uns beobachtet, ohne uns dabei anzusprechen.

Ich kam mir einsam vor, als ich den Weg zum Museum ging, obwohl mir zahlreiche Passanten begegneten, die mich scheu anschauten. Es hatte sich herumgesprochen, daß ich den Fall lösen wollte.

Was sie allerdings sahen, war ein angeschlagener Held, dem sie nicht viel zutrauen konnten.

Aber es gab auch mal bessere Zeiten.

\*\*\*

Es war auch für Jane Collins nicht gerade angenehm, in einem leeren Hotel zu stehen, in dem ein Mord verübt worden war, aber es gab nun keine andere Chance. Jane stellte ihre Reisetasche in eine Ecke, bevor sie einen Blick in die Küche warf.

Der Raum war nicht versiegelt worden. Noch immer lag die Blutlache auf dem Boden, nur die Leiche hatte man weggeschafft. Das fünfte Opfer. Und keine Spur.

Sie konnte es nicht fassen. Wer immer hier killte, der haßte nicht nur Frauen, der war auch raffiniert und mit allen Wassern gewaschen. Sie konnte sich auch nicht vorstellen, daß der Killer ein Fremder war. Er mußte aus dem Ort stammen.

Die Detektivin trat vor die Tür und schaute über die Straße hinweg zum Museum.

John Sinclair sah sie nicht mehr. Er war bereits in dem Haus verschwunden und hielt sich sicherlich dort versteckt.

Kam der Mörder? War er schon da?

Jane wußte nichts, aber sie machte sich auf dem Weg zum Ziel.

Menschen kamen ihr entgegen. Sie wurde beobachtet. Es fiel hier auf, daß sie fremd war, aber es gab niemanden, der sie ansprach.

Dafür war auch kein Grund vorhanden.

Dennoch spürte Jane das Mißtrauen der Bewohner beinahe körperlich. Über diesem Teil der Stadt lag ein böser Schatten, der den Tod geschickt hatte.

Über das Kopfsteinpflaster ging sie hinweg. Sie sah die Geschäfte an der rechten Seite: ein Café, eine Drogerie, eine Pizzeria. Kleine Boutiquen, in denen preiswerte Ware verkauft wurde. Vor einem Lebensmittelgeschäft standen Kisten mit Obst, und ein Metzger hatte

seine Ware ebenfalls im Schaufenster ausgestellt, wobei er darauf hinwies, daß sein Rindfleisch nicht verseucht war.

Momentaufnahmen, die Jane am Rande wahrnahm. Es floß an ihr vorbei, während sie sehr langsam ging, aber trotzdem das Gefühl nicht los wurde, beobachtet zu werden. Heimlich, aus dem Hinterhalt. Irgendwo lauerte jemand, der sie nicht aus den Augen ließ. Das Kribbeln auf der Nackenhaut wies darauf hin, aber Jane sah nichts, wenn sie sich drehte. Es konnte auch sein, daß sie übermüdet war, denn losgefahren war sie mitten in der Nacht und hätte eigentlich schlafen müssen.

Dazu war sie zu aufgedreht.

Vor dem Bau blieb sie stehen. Sie schaute in die Höhe, sah den vorspringenden Giebel an der Frontseite und die alte Fahne daran, die aussah wie ein Lappen.

Fenster gab es auch. Sie verteilten sich an der Fassade. Unten waren sie größer als in der Höhe, denn unter dem Giebel wirkten sie nur mehr wie kleine Luken.

Das Gestein war alt, aber noch gut erhalten. Ebenso wie die Treppe, die zur Tür führte.

Jane wußte, dahinter war John verschwunden. Dort hatte man auch die vorletzte Tote, Julie Francis, gefunden. Bei dem Gedanken schauderte Jane, denn sie dachte an das Gespräch mit Gordon Francis. Der Mann hatte seine Tochter sehr geliebt, und er hatte seine Verzweiflung kaum überspielen können.

In ihrer Nähe hörte sie Schritte, als sie sich in Bewegung setzte und auf die Treppe zuing. Jane drehte sich nicht um, es gingen immer wieder Passanten hinter ihr her, aber niemand hatte sie bisher angesprochen, bis jetzt.

»He, Madam, warten Sie mal!«

»Meinen Sie mich?« Jane drehte sich um.

»Ja, Sie.«

Der Mann, der sie angesprochen hatte, kam noch näher, und Jane mußte sich ein Lachen verbeißen, weil sie die rote Nase in einem runden Gesicht entdeckte.

»Was wollen Sie von mir?«

»Eine Frage nur?«

»Bitte.«

Der Knabe konnte ihr kaum in die Augen schauen, und mit der rechten Hand wies er an ihr vorbei. »Was – ähm – Sie wollten doch nicht in das Museum – oder?«

Die Detektivin wollte sich nicht konkret äußern und hob nur die Schultern.

»Das geht auch nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil wir geschlossen haben.«

»Ja, das dachte ich mir. Ich bin fremd hier. Das Haus hat mich interessiert.«

»Es ist unser Museum!« erklärte der Mann mit der Erdbeernase stolz. »Aber es bleibt vorerst geschlossen, das wollte ich Ihnen noch erklären.« Sein Mund zuckte nervös.

»Danke für die Auskunft. Darf ich fragen, was Sie daran so interessiert, Menschen davon abzuhalten, das Museum zu betreten? Sie brauchen es mir nicht zu sagen und...«

»Ich bin der Wärter.«

»Aha.«

»Ja, ich trage die Verantwortung.«

Jane lächelte. »Ist ja toll. Auch jetzt?«

»Immer. Und ich wollte Ihnen nur eine Enttäuschung ersparen.«

»Wann kann ich die Ausstellungsstücke denn besichtigen?« erkundigte sie sich.

»Keine Ahnung.«

»Hängt das mit den Morden zusammen?«

Der Wächter zuckte zusammen. »Ach – Sie wissen bereits davon?«

»So etwas hört man.«

»Kann sein«, sagte er nur.

»Ich heiße übrigens Jane Collins.«

»Hal Greenburg.«

»Gut, Mr. Greenburg, dann bedanke ich mich für den Rat. Ich werde mich woanders umschauen.«

»Ist auch besser so.« Er drehte sich um und ging die Straße hinunter, einem kleinen Park entgegen, wo die Laubbäume frisches, helles Grün zeigten.

Jane hob die Schultern. Auch sie wandte sich ab. Aber der Knabe irrte sich, wenn er gedacht hatte, daß sie aufgeben würde. Das kam für sie nicht in Frage.

Jetzt erst recht...

\*\*\*

»Willst du dich nicht um mich kümmern?« hatte seine Mutter gefragt. »Willst du mich wieder allein lassen? Mich, eine Frau von über achtzig Jahren?«

»Nein, Mutter!«

»Aber du willst doch weg!«

»Ja, Mutter!«

»Zu den Weibern, wie?«

»Nein, ich...«

»Lüg nicht!« keifte die Frau ihren Sohn an. »Du willst wieder zu den Weibern.« Sie faßte nach ihrem Stock, der neben dem Stuhl lehnte,

hob ihn an und drohte ihrem Sohn damit, der sich zunächst einmal zurückzog. »Ich habe dir gesagt, daß die Frauen nichts taugen. Die einzige Frau, die immer für dich gesorgt hat, bin ich gewesen. Alle anderen sind Dreck, verstehst du?«

»Du hast recht, Mutter.«

»Gut, ich habe recht. Wann kommst du zurück?«

»Am Mittag.«

»Kochst du?«

Er lächelte. »Ich bringe dir was mit.«

»Nein, du sollst kochen!« Sie blieb stur. Ihre Stimme war nur mehr ein Keifen. »Du weißt selbst, daß das, was andere kochen, nur schlimm sein kann. Ich will heute Mittag eine frische Hühnersuppe! Hast du mich verstanden?«

»Natürlich, Mutter.«

»Dann geh jetzt und kauf das Huhn. Aber frisch muß es sein! Sonst kriegst du Ärger.«

Der Mann nickte, als wollte er sich verneigen. Dann eilte er aus dem Raum, begleitet vom Keifen der Alten, die ihren Sohn wie einen Leibeigenen behandelte.

Erst nahe der Haustür schrie er auf. Er mußte einfach seinen Frust hinausbrüllen.

Sie – sie – immer wieder nur sie! Und er war nicht in der Lage, sich dagegenzustemmen. Sie war eine Furie, sie war schlimm. Sie war das personifizierte Grauen. Sie war...

Seine Gedanken brachen ab. Er stürmte aus dem Haus. Den kleinen Garten umgab eine dichte Hecke, in die er sich gern hineingeworfen hätte. Statt dessen nahm er den Spaten in die Hand und stach dessen Blatt immer wieder in die Erde hinein.

Er fluchte, heulte und spürte wieder den Haß auf das andere Geschlecht, das ihm seine Mutter zeit seines Lebens vorenthalten hatte.

Sie hatte ihn abgeschirmt. Er hatte nichts gedurft, gar nichts. Alles war an ihm vorbeigelaufen, all die Jahre, und wenn er es versucht hatte, war er noch von den Weibern ausgelacht worden.

Mit einem letzten Schwung schleuderte er den Spaten zur Seite.

»Ja, du hast recht, Mutter«, flüsterte er. »Du hast wirklich recht. Sie alle wollten nichts von mir, ich werde es tun müssen. Für dich, und ich weiß, daß du zufrieden sein wirst.«

Er lachte.

Dann ging er los.

Seine Hände zuckten. Er dachte an die Rüstung, in die er bald steigen würde. Sie machte ihn stark. Sie machte ihn edel. Da war er derjenige, der bestimmten konnte. Wie damals die Ritter im Mittelalter.

Sie konnten ebenfalls über Menschen bestimmen. Sie waren mächtig,

Herren über Leben und Tod.

»Auch ich werde wieder Macht demonstrieren. Bald schon, heute.« Der Drang in ihm verdichtete sich, obwohl die letzte Tat erst wenige Stunden zurücklag. Er würde wieder morden. Heute noch, so schnell wie möglich. Und Frauen gab es genug.

Der Mann schob seinen Lippen nach vorn und spitzte sie. Er pffte ein Lied. Er war plötzlich fröhlich.

Wie immer vor einer Bluttat...

\*\*\*

Jane Collins hatte lange genug gewartet und das Museum dann sehr schnell betreten. Hinter der Schwelle lag die andere Welt, ein Stück Vergangenheit, für Menschen aus der Gegenwart immer wieder interessant, denn gerade in letzter Zeit hatten die Museen in den Städten einen stetigen Zulauf zu verzeichnen.

Hier war es auch der Fall gewesen, doch nach den Untaten war dieses Haus leer.

Jane war dicht hinter der Tür stehengeblieben. Ihre Augen mußten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, was relativ schnell geschah, denn durch die Fenster fiel genügend Licht und verteilte sich auf dem Boden. Sie sah die kleinen Staubkörnchen in den Lichtbahnen tanzen. Sie spürte auch die trockene Luft und schauderte leicht, als sie daran dachte, daß Julie Francis hier gefunden worden war.

Alte Möbel. Figuren. Bilder an den Wänden. Deckungen, Verstecke. Hier konnte sich jemand verbergen, ohne daß es einem Besucher auffiel. Sie sah auch die nach oben führende Treppe, deren zweite Hälfte von der Dunkelheit verschluckt wurde, und sie ging langsam weiter, wobei sie ihre Füße vorsichtig aufsetzte.

John hatte sich bisher nicht gezeigt. Aber sie wußte, daß er da war, denn auf ihn konnte sie sich verlassen.

»John...«

Ihr Ruf war zu schwach gewesen, denn eine Antwort bekam sie nicht. Jane versuchte es noch einmal.

Diesmal hörte sie ihn antworten. Seine Stimme klang von oben.

Dann hörte sie den Geisterjäger auf der Treppe. Er war langsam und humpelte.

»Hast du IHN schon gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, und ich glaube auch nicht, daß er sich bereits hier aufhält.«

»Das denke ich auch.« Jane schaute sich um. »Mal was anderes. Wo wurde denn Julies Leiche gefunden?«

»Weiter vorn, wo auch der Ritter gestanden hat. Die Stelle ist leicht zu finden, denn an der Wand hängt noch ein geraffter Vorhang. Zudem ist das Gebiet durch eine Kordel abgesperrt.«

»Okay, dann gehe ich da mal hin. Bleibst du oben?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil wir damit rechnen müssen, daß er dort erscheint. Zumindest habe ich ihn da gesehen, als ich durch den Boden sackte und nach unten fiel.«

»Okay, ich gehe dann.«

»Moment noch. Du darfst alles tun. Du darfst ihn nur nicht unterschätzen. Er besitzt ein Schwert, mit dem er verdammt gut umgehen kann. Denk immer daran, daß er dir überlegen ist, denn mit einer Schußwaffe kannst du nicht viel gegen ihn ausrichten.«

»Ich werde meine Augen schon offenhalten.«

»Gut.« Ich lächelte. »Außerdem wird er sich nicht wie ein Geist bewegen können. Wir werden ihn hören können. Zu zweit kriegen wir ihn, Jane. Verlaß dich drauf.«

Sie lächelte mich an. Dann schaute sie zu, wie ich wieder die Treppe hochstieg. Mein rechtes Bein zog ich noch immer nach, und mit einer Hand mußte ich den Handlauf umklammern. Es war ein Risiko, das wußte ich selbst, aber wir mußten uns trennen, um wenigstens einen geringen Überblick zu haben.

Die Detektivin wartete, bis ihr Freund verschwunden war. Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, spürte sie ihren Herzschlag. Es war nichts passiert, aber sie selbst kam sich vor wie in einer Warteschleife des Grauen.

Sie kreiste. Sie lauerte. Sie würde irgendwann landen. Und sie würde IHN sehen.

Davon war Jane überzeugt. Ihre Waffe hatte sie aus der Handtasche genommen und in den Gürtel gesteckt. An den Wänden wiesen Pfeile auf einen Rundweg hin, und Jane dachte nicht daran, ihn zu verlassen. Sie ging weiter, sie schaute immer wieder nach rechts oder links, aber nirgendwo bewegte sich etwas, auch nicht im Bett eines hinter der Absperrung aufgebauten Schlafzimmers, über dessen geringe Größe sie lächeln mußte. Die Menschen damals waren eben nicht größer gewesen.

Der Boden bestand aus Bohlen, über die sie nicht leise gehen konnte. Sie wurde gehört. Wer immer in der Nähe lauerte, würde sie hören und auch sehen können.

Dann sah sie den Vorhang. Er sah aus wie ein Schatten, der sich an der Wand festgekrallt zu haben schien. Schräg und gerafft hing er von oben nach unten. Er war in Falten gelegt, die sich nicht bewegten, da kein Windzug herrschte.

Stille.

Sie drückte auf Janes Gemüt. Über die Kordel blickte sie hinweg auf eine leere Stelle. Dort aber hatte der Ritter gestanden, auf dessen

Konto fünf Morde kamen.

Schniefend holte sie Luft. Der Staub reizte zum Niesen. Aber auch ihre Neugierde war gestiegen. Jane überkletterte die Absperrung und schlich mit kleinen Schritten auf den Fleck zu, wo der unheimliche Ritter gestanden hatte.

Jetzt nicht mehr, und es malte sich auch kein Abdruck am Boden ab. Jane bewegte ihren Arm nach rechts, wo der Vorhang hing. Sie umfaßte ihn und drückte ihn zur Seite.

Es war ein optischer Irrtum gewesen. Er hing nicht direkt an der Wand, sondern zwischen ihm und dem Gestein befand sich noch eine große Lücke, in die Jane sich hineinschieben konnte. So etwas wie ein Gang tat sich vor ihr auf, der allerdings in einer tiefen Finsternis versteckt lag.

Bisher hatte sie keinen fremden Laut gehört. Das änderte sich nun, als sie das Kratzen vernahm.

Vor ihr, in der Dunkelheit!

Wer war es?

Ein Tier?

Vielleicht eine Ratte? Eine Maus?

Der Luftzug strich wie mit Geisterfingern durch ihr Gesicht, Jane glaubte, daß eine Tür geöffnet worden war, aber auch hier irrte sie sich, denn der Vorhang hatte sich bewegt. Sie blickte nach rechts und gleichzeitig in die Höhe.

Genau in diesem Moment fiel er wie ein schwerer Schatten nach unten, prallte auf sie, riß sie sogar um und begrub Jane Collins unter sich wie die Trümmer eines Hauses...

\*\*\*

Ich war wieder nach oben gegangen, denn das Revier des Killers zog sich schließlich über beide Etagen hin. Um das Loch im Boden hatte ich einen großen Bogen geschlagen und hütete mich sogar, in dessen Nähe zu gelangen. Deshalb schaute ich aus einer gewissen Entfernung und in einem schrägen Winkel nach unten.

Hier oben rührte sich nichts. Eine absolute Stille umgab mich.

Aber von unten hörte ich Jane Collins über den Boden gehen. Es waren nur sehr leise Echos, wenn sie ihre Füße aufsetzte, aber ich hörte sehr gut, daß sich dort jemand bewegte, und ich war auch froh darüber, daß sie noch ging.

Wie war der Ritter zu besiegen?

Mit einer Kugel nicht, auch nicht mit meinem Kreuz. Dafür mußte es andere Waffen geben, und die hingen an der Wand.

Schwerter. Lanzen. Hellebarden. Morgensterne. Ich hatte die Auswahl.

Nachdenklich blieb ich vor dieser Sammlung stehen. Mit einem

Schwert konnte ich umgehen. Nicht zum erstenmal kämpfte ich mit einer derartigen Waffe.

Und die Lanze?

Auch nicht schlecht. Ich schwankte zwischen Schwert und Lanze.

Mit der Lanze brauchte ich nicht zu dicht an den Ritter heran, wenn ich ihm den Helm vom Kopf stieß. Möglicherweise konnte ich damit das Kettenhemd zerstören und die Lanze in den Körper rammen.

Die Lanzen waren an den Wänden verhakt, allerdings nicht durch Schlösser gesichert, so daß ich sie aus den Halterungen hervorziehen konnte.

Zwei dieser Waffen nahm ich weg. Eine längere und eine kürzere.

Ich wollte herausfinden, welche besser in der Hand lag, mit welcher ich mehr Wirkung erzielte.

Ich entschied mich für die kürzere. Sie kippte nicht so leicht nach unten weg. Die größere Lanze stellte ich gegen die Wand. Wie ein Spaziergänger seinen Stock hielt ich die Waffe fest, die mit dem stumpfen Ende den Boden berührte. Die breite, dunkle Spitze befand sich in Kinnhöhe. Sie war nicht mehr so glatt, hatte im Lauf der Zeit Rost angesetzt, aber brüchig war sie deshalb noch lange nicht.

Die Lanze bescherte mir noch einen weiteren Vorteil. Ich benutzte sie als Stütze oder Gehhilfe. So konnte ich meinen rechten Fuß ruhig etwas stärker belasten.

Die Auswahl der richtigen Waffe hatte einige Zeit in Anspruch genommen. Ich näherte mich wieder dem Loch und trat diesmal bewußt sehr dicht heran und schaute in die Tiefe.

Von Jane sah ich nichts.

Ich hörte sie auch nicht.

Und das bereitete mir schon Sorgen. Nichts zu hören. Bedrückende Stille, die...

Etwas riß mich aus meinen Gedanken. Der dumpfe Klang eines Aufpralls. Ich glaubte auch, einen leisen Schrei gehört zu haben. Als er verwehte, mischte sich ein leises Klirren darin, als wären Metallteile gegen Metallteile gestoßen.

Wie bei einem Kettenhemd...

Der Ritter!

Er war da, und er hatte mich geleimt. Dafür aber Jane Collins gefunden. Mich hielt nichts mehr in dieser Etage...

\*\*\*

Der plötzliche Überfall hatte Jane Collins überrascht. Mit allen möglichen Attacken hatte sie gerechnet, nur nicht mit dem Angriff aus der Höhe.

Der schwere Stoff hatte sie tatsächlich umgerissen. Jane lag auf der Seite. Ausgerechnet auf der Linken, wo auch ihre Pistole steckte. Sie



würde Mühe haben, die Waffe überhaupt zu ziehen. Vorausgesetzt, sie kam überhaupt daran.

Sie wollte sich drehen. Gleichzeitig winkelte sie den oben liegenden Arman, um den Stoff in die Höhe zu drücken, damit sie etwas mehr Bewegungsfreiheit und auch Luft bekam.

Es gelang ihr nicht.

Sie hörte Schritte. Der Stoff dämpfte sie zwar, aber sie waren keine Einbildung.

Er kam.

Er war da!

Jane sah nichts. Nur konnte sie sich vorstellen, wie sie an der Stelle des Ritters reagieren würde. Ihr Körper zeichnete sich in etwa unter dem schweren Vorhangstoff ab. Er brauchte nur seine Waffe zu kippen und zuzustoßen.

Janes Herz raste. Sie riß noch die Arme in die Höhe. Es war eine nur schwache Abwehrbewegung, das wußte sie selbst. Die Angst drückte ihr die Kehle zu, und dann bekam sie den Treffer mit. Er hatte nicht zugestochen, sondern mit der flachen Seite des Schwertes zugeschlagen.

Die nach oben gerichteten Arme wurden durch den Treffer zur Seite gefegt. Es gab keine Deckung mehr. Und in die Lücke hinein stieß der zweite Hieb, der zu einem Volltreffer wurde, denn er erwischte Jane Collins genau auf dem Kopf.

Der Schmerz war wie ein böser Biß.

Sie schrie nicht mal, denn die Funken tobten durch ihren Kopf, verwandelten sich in blitzende Sterne, die in der Schwärze verschwanden, in die auch Jane Collins hineingerissen wurde...

\*\*\*

Der Killer war zufrieden!

Es hatte alles so wunderbar geklappt, denn jetzt hatte er sie. Die Frau, das nächste Opfer, das sechste, das nicht auf seinen Rat gehört hatte. Er hatte sie gewarnt, aber so waren sie alle. Sie nahmen ihn einfach nicht ernst und dachten, daß sie tun und lassen konnten, was sie wollten. Da hatte seine Mutter schon recht gehabt, aber sie sollten sich geirrt haben, das stand fest.

Sie alle, denn die sechs waren erst der Anfang.

Hinter seinem geschlossenen Visier kicherte er auf. Er freute sich.

Sein gesamter Körper steckte voller Freude. Er hatte sie wieder besiegt, er würde seiner Mutter ein neues Opfer bringen.

Herrlich...

Eigentlich hätte ich es mir auch leicht machen könnten, dachte er bei sich. Sie war unter dem Vorhang begraben worden. Er hätte mit der Klinge einfach nur in den Stoff hineinstoßen müssen. Niemals hätte er

sie verfehlt. Einmal, zweimal, dreimal...

Er kicherte wieder.

»Ich habe es nicht getan!« flüsterte er vor sich hin. »Ich habe nichts dergleichen getan. Ich werde sie vernichten. Ich werde aber dabei zuschauen. Keine Decke soll mir den Anblick nehmen.«

Sein Kettenhemd klirrte, als er sich bückte und seine linke Hand ausstreckte. Die Finger griffen in eine Falte der Decke hinein. Sie rissen sie in die Höhe, aber der Stoff war zu schwer, um sofort vom Körper weggleiten zu können. Deshalb mußte der Killer noch zweimal nachfassen, um sein Ziel zu erreichen.

Wie ein Zeltdach schleuderte er die Decke zur Seite, und hinter den dünnen Schlitz bekamen seine Augen einen hungrigen und auch mordlüsternen Glanz, als er die bewußtlose Frau sah, in deren blondem Haar sich das dunkle Blut ausgebreitet hatte. Er hatte sie am Kopf erwischt.

Ein zufrieden klingender Laut drang hinter dem Visier auf. Es hörte sich an wie ein Grunzen, und er war ja im Prinzip auch nichts anderes als ein Tier. Ein perversiertes Tier, denn Tiere töten nur, wenn sie Hunger haben, nicht aus Lust.

Er war zufrieden.

Das blonde Opfer, das nicht auf seinen Rat gehört hatte, lag völlig still. Und es würde auch dauern, bis es wieder erwachte, aber soweit wollte er es nicht kommen lassen.

Sie würde nicht wach werden.

Er würde sie vorher töten.

Schade, die anderen hatten noch gefleht und gebettelt, denn er hatte sie nicht gleich mit dem ersten Hieb tödlich getroffen, sondern sich Zeit gelassen.

Jeden Stich hatte er seiner Mutter gewidmet. Immer und immer wieder. Und hier würde es nicht anders sein.

Der Ritter nahm Maß. Er ging einen Schritt zurück. Den Griff hielt er jetzt mit beiden Händen umfaßt und hob das Schwert so an, daß die lange Klinge nicht nur nach unten zeigte, sondern bereits wie eine tödliche Drohung über dem Körper schwebte.

Sie würde fallen und...

Der Ritter hörte etwas.

Zuerst wollte er das Geräusch ignorieren, das vielleicht nicht mehr als ein Zufallsprodukt war.

Es wiederholte sich.

Es klang dumpf. Auch regelmäßig, trotz seiner Unregelmäßigkeit.

Und es war hinter ihm aufgeklungen. Schräg in seinem Rücken, wo sich die Treppe befand.

Töten oder...

Er drehte sich um. Plötzlich war die Frau vergessen. Er dachte nur an

das andere Geräusch. Sein Herz schlug viel schneller. Die blonde Frau konnte eine Freundin mit in das Museum gebracht haben. Das wäre natürlich ideal gewesen. Und diese Freundin hatte sich oben umgeschaut, sie ahnte von nichts. Sie wollten sich heimlich treffen, damit...

Er kicherte wieder.

Von wegen, heimlich treffen. Er war schlauer, er war besser als diese Weiber, und das hatte ihm seine Mutter auch immer gesagt.

Die anderen hatten es nur nicht gewußt, jetzt würden sie es erfahren.

Noch immer hörte er die Schritte. Diesmal hatten sie sich verändert, denn die Person ging nicht mehr die Treppe hinab. Sie befand sich bereits in der unteren Etage und kannte sich sogar aus, denn sie näherte sich seinem Standort.

Um so besser – um so besser!

Wieder freute er sich auf seine widerliche und kichernde Art. Er ging den anderen ein Stück entgegen. Diese Blonde hatte noch Zeit, sie würde lange genug auf dem Boden liegen bleiben, wie jemand, der auf ihn wartete.

Er war da.

Er sah.

Und er schrie.

Das war keine Frau, er hatte sich geirrt. Nein, keine Frau. Ein Mann, ein verfluchter Kerl! Er kannte ihn. Es war der Polizist, der hinkte.

Und er hatte sich bewaffnet.

Der Ritter blieb stehen. »Gut«, flüsterte er unter seinem Helm.

»Gut, wenn du den Kampf willst, du sollst ihn haben...«

\*\*\*

Auch ich bewegte mich nicht mehr, denn wir beide hatten uns im selben Augenblick gesehen. Es traf mich nicht wie ein Blitzschlag, wahrscheinlich war der andere von meinem Erscheinen mehr überrascht worden als ich von seinem.

Wir standen uns gegenüber.

Er starrte mich an. Trotz des schlechten Lichts erkannte ich die Bewegungen seiner Pupillen in den Augenschlitzen. Sie waren wie zitternde, dunkle Kugeln.

Ich wartete ab. Die Lanze hielt ich mit beiden Händen fest. Meine Finger hatten den Schaft umklammert, und die Spitze wies, von mir aus gesehen, zur rechten Seite hin.

Der Killer hielt sein Schwert ebenfalls mit beiden Händen. Dabei zeigte die Klingenspitze auf mich. Durch meine Behinderung am Fuß konnte ich mich nicht auf einen langen Fight einlassen. Trotz seiner Rüstung würde er schneller sein als ich. Zudem hatte er mehr Routine mit diesen Waffen als ich.

Von Jane sah ich nichts. Sie mußte irgendwo hinter ihm in der Dunkelheit liegen. Die Sorgen wuchsen. Zugleich aber erfaßte mich eine gewisse Erleichterung, denn die Schwertklinge war blank. Es rann kein frisches Blut an ihr herab.

»Wo ist sie?« fragte ich.

Der Ritter kicherte. »Noch nicht tot. Aber fast.« Wieder lachte er schrill was mich kaum berührte, denn ich hatte mich voll und ganz auf die normale Stimme zwischen diesen Lachanfällen konzentriert.

Diesmal war sie nicht verzerrt. Zwar nahm ihr der Helm etwas von ihrem Klang, doch zu erkennen war sie schon.

Ich kannte sie.

Ja, ich hatte mit dem Mann gesprochen, der in dieser Rüstung steckt. Mir fiel im Augenblick nur nicht ein, wer er war, aber das würde schon kommen, bestimmt.

»Sie werden die Frau nicht töten!« versprach ich ihm.

»Doch«, sagte er hastig. »Doch, ich werde sie töten. Aber erst, nachdem ich dich zerstückelt habe. Ja, ich mache dich fertig. Du wirst nicht den Hauch einer Chance haben.« Die Schuppen fielen.

Auf einmal sah ich alles klar und deutlich vor mir.

Der Mann mit der Erdbeernase. Der Wächter, der Hüter des Museums. Die Dinge kamen in Fluß, bildeten einen Kreis, der sich in diesen Momenten schloß.

Wie hieß er noch?

Mir fiel sein Name ein, und ich sprach ihn auch aus. »Warum tun Sie das, Mr. Greenburg? Warum?«

»Ha, du kennst mich?«

»Ja, wieso nicht? Wir waren gemeinsam im Hotel bei Edna Miller, die Sie auch getötet haben.«

»Ja, ja, ja«, brüllte er hinter seinem Helm. »Ich habe sie getötet. Sie war nicht besser als die anderen auch, verstehst du? Auch nur ein mieses Weibsstück, das mich ausgelacht hat, obwohl ich es gut mit ihr meinte, sehr gut.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch, doch!« keuchte er. »Ich habe es gut mit ihr gemeint. Sie sollte bei mir bleiben. Ich brauche ja jemanden, wenn Mutter nicht mehr ist. Aber sie hat recht gehabt. Es stimmt alles, was sie sagte. Die Frauen sind es nicht wert. Sie merken nicht, wer es gut mit ihnen meint. Sie haben mich abgewiesen. Alle und immer und immer wieder. Jetzt ist es zu spät. Als Ritter kehrte ich zurück. Ich bin es, der die Macht hat und nicht mehr die Frauen.«

Allmählich stieg ich hinter sein Motiv. Dieser Mann war kein normaler Killer, wie ihn die Mafia schickt oder eine andere Organisation. Er war auch nicht mehr in der Lage, rational zu denken. Der hier war anders. Dieser Mensch gehörte in eine Klinik. Er war

geistesgestört. Er war nicht mehr Herr seiner Sinne. Wahrscheinlich war er ein Opfer seiner eigenen Mutter und deren Erziehung geworden.

Er war auch kein Dämon. Keiner, der mit dem Teufel paktierte, sondern ein Mensch, wenn auch psychisch schwer gestört. Um ihn mußten sich die Fachleute kümmern, um die Tiefen seiner Seele ausloten zu können.

»Was haben Ihnen die Frauen denn getan? Nichts – oder?«

»Doch!« schrie er hinter seinem Visier. »Sie haben mich nicht akzeptiert. Sie haben mich nicht erhört. Sie sind, sie sind einfach schrecklich gewesen. Meine Mutter hat mich immer vor ihnen gewarnt. Und sie hat recht gehabt. Sie taugen nichts, sie sind schlecht. Ich habe sie immer wieder angesprochen, ich habe es immer wieder versucht, aber sie wollten mich nicht einmal anschauen. Ich war ihnen zu häßlich!« kreischte er. »Zu häßlich. Schon immer. Schon damals in der Schule. Aber ich bin edel. Denn ich bin ein Ritter, und einen Ritter beleidigt man nicht.«

Während er sich aufregte, blieb ich cool. Er war nicht mehr in der Lage, sein Schwert ruhig zu halten. Es zitterte in seinen Händen. Die Klinge tanzte mal nach unten, dann wieder in die Höhe. Ich suchte nach einer Schwachstelle, um ihn angreifen zu können.

So weit ließ Greenburg es nicht mehr kommen. Plötzlich rannte er auf mich zu. »Im Namen des Todes!« hörte ich ihn schreien, dann rammte er die Klinge nach vorn.

Ich drehte mich nach links.

Er konnte seinen eigenen Schwung nicht mehr bremsen, als er sah, daß er mich nicht getroffen hatte. Von der Seite her schlug ich mit der Lanze auf seine Schwertklinge. Da traf Metall auf Metall. Das Klingen begleitete uns wie eine tödliche Musik, aber mein Hieb war nicht stark genug gewesen, denn Greenburg riß sein Schwert wieder hoch und bewegte sich gleichzeitig mit der Waffe in einem Bogen zur Seite hin.

Er führte auch so den nächsten Streich.

Ich parierte.

Lanze gegen Schwert.

Ich war im Nachteil, denn die schwere Klinge hieb mir die Lanze in die Tiefe. Nur mit Mühe konnte ich sie festhalten, sprang zurück – und schrie selbst auf.

Der Fuß! Der verdammt rechte, verstauchte Fuß! Flüssiges, glutheißes Eisen rann in meinem Bein hoch bis hin zum Oberschenkel, als wollte es alles dort sprengen.

Das Bein knickte weg. Ich biß die Zähne zusammen, als ich mich trotz allem zurück bewegte und zum Glück gegen ein altes, aber schweres Regal stieß, das mir Halt im Rücken gab.

Ich hörte den Ritter lachen.

Er sah sich auf der Siegerstraße.

Ich war in die Enge gedrängt worden. So sah es aus.

Dann aber hob ich den Arm. Die Lanze machte die Bewegung mit.

Um sie besser halten zu können, nahm ich auch die linke Hand zu Hilfe.

Ein kurzer Moment des Zögerns.

Dann schleuderte ich sie auf den Ritter zu, dessen Reichweite einfach zu kurz war.

Er kam nicht mehr von der Stelle. Es wäre schon eine Kunst gewesen, diesem Geschoß bei normaler Bekleidung auszuweichen. Durch das schwere Kettenhemd aber war er behindert, und dann sah ich, wie sich die Spitze der Lanze durch das Kettenhemd bohrte und dann nach oben abglitt.

Ich hörte den metallisch klingenden Laut, als die Spitze von unten her gegen seinen Helm schlug, wo es eine Lücke oder einen Spalt gab, der durch die Wucht des Treffers noch erweitert wurde.

Die Lanze fand ihren Weg – und ihr Ziel.

Das Schwert fiel zu Boden. Der Mann selbst taumelte. Meine Lanze hatte sich zwischen Helm und seinem Gesicht festgeklemmt, und dann sah ich das Blut durch die Lücke nach unten rinnen. Ich hatte nichts Konkretes gesehen, aber ich wußte schon jetzt, daß Greenburgs Gesicht nicht so aussah, wie ich es kannte.

Die schwere Gestalt konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Sie taumelte, dann kippte sie endgültig nach hinten, schlug auf einen kleinen runden Tisch, der unter dem plötzlichen Gewicht zusammenbrach.

Inmitten der Splitter blieb er auf dem Rücken liegen und rührte sich nicht mehr...

\*\*\*

In den vergangenen Sekunden hatte ich den Schmerz in meinem rechten Fuß nicht mehr gespürt. Das änderte sich, als sich die Spannung bei mir löste.

Humpelnd verließ ich meinen Standort. Um Greenburg kümmerte ich mich nicht, denn ich wollte wissen, was mit Jane Collins geschehen war.

Sie lag ebenfalls auf dem Boden. Aber sie stöhnte, und sie bewegte dabei unkontrolliert die Hände. Der Kopf war arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Wunde war von der Schwertklinge verursacht worden.

»John, was ist mit dem Ritter?« Sie erkannte mich immerhin.

»Wahrscheinlich tot.«

Ihr Atmen hörte sich erlösend an. »Hast du ihn...?«

»Ja.«

»Ich schaffte es nicht. Er hat mich überrascht, und ich weiß auch nicht, warum er mich nicht getötet hat.«

»Freu dich, daß du lebst. Ich werde mal nach ihm schauen.«

Der Ritter bewegte sich nicht mehr. Aber das Blut hatte sich auf seiner Brust verteilt und auch einen roten Ring unterhalb des Helms am Hals gebildet.

Die Lanze steckte nicht mehr. Sie war bei dem Aufprall aus dem Spalt hervorgerutscht.

Ich zerrte den Helm von seinem Kopf weg.

Der Anblick war schlimm. Die Spitze hatte ganze Arbeit geleistet.

Hal Greenburg war nicht mehr zu helfen. Ihn hatte, wie man so »schön« sagt, der Teufel geholt.

Ritter, Blut und Teufel...

Jane und ich stützten uns gegenseitig, als wir die Stätte des Todes verließen. Aber wir hatten es geschafft, trotz allem, und das gab uns ein gutes Gefühl...

***ENDE***